



Hist. Boruss.

552 eb

Friedrich der Große und General Chasot.

Verf. : Matthias Eberhard Kröger
vgl. S. 4.

Friedrich der Große

und

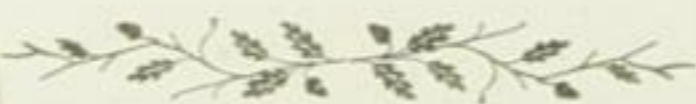
General Chasot.



Nach der bisher ungedruckten Handschrift eines Zeitgenossen.

Von

Karl Theodor Gaedertz.



Bremen 1893. 3402

C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung.

217.23

(Erweiterter Separat-Abdruck aus der Neuen Christoterpe f. 1894.)

Alle Rechte, auch das Recht der Übersetzung, besonders
in's französische, vorbehalten.

Seiner Vaterstadt

Lübeck

zum 750jährigen Stadtjubiläum

gewidmet.

Die auch über die Mauern der freien und Hansestadt Lübeck hinaus hochangesehene „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit“ trat als solche vor nun hundert Jahren, 1793, in ihre segensreiche praktische Wirksamkeit, nachdem sie vorher schon seit 1789 als „litterarische Gesellschaft“ bestanden hatte.

Zu den Stiftern dieser patriotischen Verbindung zählte ein kleiner Kreis im nordwestlichen Deutschland sehr geachteter Männer, vor Allen der Polyhistor, Prediger, Rektor, Assessor und Dr. juris Ludwig Suhl, sowie der Dichter, Domsyndikus und nachmalige Bürgermeister Christian Adolph Overbeck, Vater des berühmten Malers Friedrich Overbeck. Mitbegründer war auch ihr Freund, der Obergerichtsprofurator Matthias Eberhard Kröger, dessen Andenken bereits 1827 der Oberapellationsrath Christian Gerhard Overbeck, Friedrichs älterer Bruder, um so lieber erneuerte, „da er, wohl nur noch Wenigen bekannt, zu den Edleren seiner Zeit, aber zu den in stiller Anspruchslosigkeit Wirkenden gehörte.“ Das heutige Geschlecht kennt Kröger nicht einmal dem Namen nach, und es hielt schwer, in seiner Vaterstadt Näheres über ihn

zu ermitteln. Dies Wenige soll hier in Kürze mitgetheilt werden; denn man wird gern etwas von einer Persönlichkeit erfahren, welcher wir dauernd zu Dank verpflichtet sein müssen für die auf vorliegenden Blättern zum ersten Mal veröffentlichte Abhandlung über Friedrich den Großen und General Chasot.

Matthias Eberhard Kröger, Sohn des Archidiaconus zu St. Jakobi, ist am 7. November 1752 getauft worden.¹⁾ Er besuchte das Gymnasium, studirte 1772—74 Jurisprudenz zu Jena, in vertrautem Verkehr mit seinen engeren Landsleuten Suhl und Möllrath, zeigte, wie diese, poetisches Talent,²⁾ wurde, nach Rückkunft in die Heimat, Obergerichtsprokurator, Kanzelist und Protokollist bei der Kriegsstube und bekundete den regsten Eifer für die von ihm mit in's Leben gerufene litterarische Gesellschaft als deren erster Schriftführer, sowie durch Abhaltung von Vorlesungen. Er starb, unverheirathet, am 29. Juni 1807 zu Bayreuth.³⁾ Sein Nachruf ehrte sein Gedächtnis.⁴⁾

Unter seinen Vorlesungen, zwölf an der Zahl,⁵⁾ darf die an drei Sitzungsabenden — 5., 12., 19. December 1797 — gehaltene über „Das Leben unseres jüngst verstorbenen Commandanten, Grafen von Chasot“ allgemeines Interesse beanspruchen, ja sie erhebt sich durch die darin gebotenen Aufschlüsse über Friedrich II. und seine Zeit zu einem historischen Denkmal ersten Ranges.

Wie eine so überaus kostbare Handschrift so lange, fast ein Jahrhundert hindurch, hat verborgen bleiben können, ist desto räthselhafter, als mein Lübecker Landsmann Dr. Kurd

von Schlözer, der bisherige Königlich Preussische Gesandte beim Vatikan, mit Unterstützung der heimischen und auswärtigen Behörden, sowie der Chajotschen Familienmitglieder und älterer Zeitgenossen schon 1856 die Monographie „General Graf Chajot. Zur Geschichte Friedrichs des Großen“ publicirte und auch für die 1878 erschienene umgearbeitete und vermehrte Auflage Material sammelte.⁶⁾ Obendrein lebten in Lübeck zwei emsige Geschichtsforscher, die Professoren Deede und Mantels, welche sich beide für den Gegenstand interessirten. Von Letzterem rührt sogar der Chajot gewidmete Artikel in der allgemeinen Deutschen Biographie (Band IV, 1876) her. Aber keiner dieser drei verdienten Männer hatte eine Ahnung von dem in ihrer Stadt bewahrten Krögerschen Manuscript. „Das selbe ist mir völlig unbekannt,“ schrieb Excellenz von Schlözer in Rom auf meine diesbezügliche Anfrage. Immer wieder bewahrheitet sich das alte Wort: „Warum in die Ferne schweifen? sieh, das Gute liegt so nah!“

So machte mich ein günstiger Stern zum glücklichen Finder, und ich hoffe mit meiner archivalischen Entdeckung der Welt — denn Fridericus Rex ist für die ganze gebildete Welt eine Centralgestalt — eine ebenso lehrreiche wie interessante Gabe darzubringen.

Das Hauptverdienst gebührt natürlich Kröger, der offenbar in nahen persönlichen Beziehungen zu Chajot gestanden hat, welchen Friedrich selbst den „Matador meiner Jugendjahre“ nannte, und der nach ruhmvollen Krieges- und Siegesthaten Preußen verließ, um Kommandant der freien Reichs-

stadt Lübeck zu werden, wo er im hohen Alter von über ein- undachtzig Jahren am 24. August 1797 auf dem lieblichen Landsitze Marly diese Zeitlichkeit segnete. General Chasot wird nicht bloß amtlich mit dem Protokollisten bei der Kriegsstube, unserem Kröger, in Berührung gekommen sein, sondern auch, bei seiner eigenen Regsamkeit und Bedeutung, den außergewöhnlich begabten und für ideale Interessen begeisterten Mann — eine nicht gar häufige Erscheinung in einer Handelsstadt — alsbald in die Schar seiner Vertrauten aufgenommen haben.

Auf Zureden des damaligen Dänischen Kronprinzen Friedrich, des Sohnes von König Christian VII., schrieb Chasot seine Lebenserinnerungen, muthmaßlich kurz nach dem Erscheinen der 1775 abgefaßten „histoire de mon tems“ des Preußenkönigs, der in der ersten Redaction vom Jahre 1746 Chasot wiederholt mit hohen Ehren erwähnt, dagegen in der zweiten, in Folge unerquicklicher Differenzen, ihn gestrichen, aber bei der Marschendorfer Schlappe stehen gelassen hat. Doch keinerlei Gereiztheit zeigt die Niederschrift Chasots, des eigentlichen Siegers bei Hohenfriedberg. Das für den Kronprinzen von Dänemark verfertigte Manuscript⁷⁾ führt den Titel: „Mémoires occasionés par les omissions, qui se trouvent dans l'histoire de mon tems de Frédéric II.“

Dieselben dürfen somit als eine authentische Ergänzung der genannten Königlichen Geschichtsquelle gelten, um so mehr, als sie von Anfang bis zu Ende, bei aller Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit, in einer klaren und objektiven Darstellung

gehalten sind, welche durchaus den Stempel der Wahrigkeit trägt.

Das in Französischer Sprache geschriebene Memoirenwerk hat Kröger sicherlich noch zu Lebzeiten des Autors eingesehen, wie sein Zusatz deutlich beweist, wenn er nach der Schilderung des unvergleichlichen und unvergeßlichen Reiterangriffs bei Hohenfriedberg sagt: „Friedrich der Große würde an diesem Tage Alles zugestanden haben, worum ihn Chasot gebeten hätte. Denn es waren dazumal noch nicht die Ursachen zum Mißvergnügen vorhanden, die Chasot in der Folge nöthigten (was er sein ganzes Leben hindurch bedauern wird), den Preussischen Dienst zu verlassen.“ Hätte Kröger erst nach dem Tode des Generals Einsicht in die Aufzeichnungen desselben erlangt, so müßte es heißen: „was er sein ganzes Leben hindurch bedauert haben wird, bezw. bedauert hat.“

Am 30. August 1797 wurde der Leichnam des Grafen Chasot in der Domkirche zu Lübeck feierlichst beigesetzt. Am 5. December machte Kröger den Anfang mit seiner Vorlesung der aus obigen Denkwürdigkeiten gezogenen Biographie des Verbliebenen, setzte dieselbe am 12. fort und beschloß sie am 19. In den Sitzungsberichten der litterarischen Gesellschaft würde sich wohl mehr darüber finden, als diese bloßen Daten, wäre nicht der Vortragende zugleich Protokollführer gewesen, dessen Bescheidenheit eine Bemerkung über den auf die Versammelten hervorgerufenen Eindruck oder sonst eine Notiz nicht zuließ.

So viel oder so wenig mußte zum besseren Verständniß vorausgeschickt werden. Welche im Hinblick auf die bisherige

Litteratur über Friedrich den Großen und Chasot neuen Ergebnisse das Manuscript gewährt, wird am Ende dieser Veröffentlichung erörtert.

Der geneigte Leser wolle sich jetzt im Geiste unter die Zahl der alten Lübecker mischen, denen Kröger an jenen Decembertagen des Jahres 1797 gewiß mit lebhaft gesteigerter Theilnahme die glorreiche Vergangenheit ihres allverehrten abgeschiedenen Stadtkommandanten und seine hochinteressanten Beziehungen zu dem schon elf Jahre früher heimgegangenen größten Könige von Preußen an ihrem inneren Auge vorführte.

Il me souvient encore de ce jour mémorable,
Où l'illustre Chasot, ce guerrier formidable,
Sauva par sa valeur le plus grand de nos rois.
O Prusse! élève un temple à ses fameux exploits.

Bataille de Mollwitz.

Voltaire.

Der vor Kurzem verstorbene Generallieutenant und Kommandant der hiesigen Garnison, Herr François Egmont Graf von Chajot, stammte von einer deutschen Familie her, die sich anfänglich in der Bourgogne in Frankreich niederließ und sich nach den noch vorhandenen Denkmälern schon im Jahr 1356 in der Bataille bei Poitiers auf das vortheilhafteste auszeichnete. In der Folge aber vertauschte ein Hauptzweig dieser Familie seinen ersten Aufenthalt mit der Normandie, wo er sich einen Landsitz eine Meile von Caën kaufte und solchen „Allemagne“ nannte.

Hier wurde unser Chajot, nachdem er den 18. Februar 1716 zu Caën das Licht der Welt erblickt hatte, bis in sein sechstes oder siebentes Jahr erzogen, während welcher Zeit er seinen Vater durch den Tod verlor. Er erhielt darauf einen seinem Alter angemessenen Unterricht in dem Jesuiten-Collegio zu Caën und wurde von da in das Seminarium zu Rouen gegeben, woraus er sich aber entfernen mußte, weil er sich gegen einen Jesuiten, der Hand an ihn legen wollte, zur Wehr setzte. Seine Mutter erlaubte ihm nicht, zu Caën zu bleiben. Er hielt sich eine Zeitlang auf dem Gute seines

älteren Bruders auf und wurde darauf in die Kadetten-Schule nach Metz geschickt, um daselbst den Grund in denjenigen Wissenschaften zu legen, die der Stand, dem er sein künftiges Leben widmen wollte, erforderte.

Achtzehn Monate hatte er hier zugebracht, als er einst in der Nacht aus seinem Bette zum Gouverneur geholt wurde, wo ihn die Herzogin von Belleisle dem Duc de Boufflers mit den Worten vorstellte: „Hier ist der Rekrut, den ich für Sie bestimmt habe. Sie werden mit ihm zufrieden sein, und ich habe mehr als einen Grund, ihn Ihrem Wohlwollen besonders zu empfehlen.“ Der Herzog gab ihm sogleich in dem Regiment Bourbon, wovon er der Chef war, eine Officiersstelle, mit dem Auftrage, ihm innerhalb drei Monaten sechs tüchtige Rekruten, Normannen von Geburt, nach Paris zu bringen, welchen Auftrag seine Freunde, ohne daß es ihm das Geringste gekostet hätte, in seiner Abwesenheit besorgten. Er selbst ging nach Paris und, nachdem er hier sechs bis sieben Wochen zugebracht hatte, nach Caën, wo er von seinen Verwandten sehr freundschaftlich aufgenommen wurde. Von da begab er sich Anfangs zu seiner Garnison in Fort Louis und darauf zur Armee, die sich bei Speier versammelte und die Belagerung von Philippsburg unternahm, bei welcher Chasot leicht verwundet wurde. Sechs Tage nach der Einnahme von Philippsburg setzte ihn das stolze Betragen eines seiner Kriegsgefährten und entfernten Verwandten des Herzogs von Boufflers, der sich, wie andere bei der Armee befindliche Pariser, viel auf seine rothen Abjäge und den Glanz, womit

er lebte, zu Gute that, in den Fall, sich schlagen zu müssen, und er hatte das Unglück, seinen Gegner todt zu Boden zu strecken, ein Unglück, das für ihn um so empfindlicher war, da er seinen Beschützer, den Herzog von Berwick, verloren hatte, welchem eine Kanonenkugel gerade zu der Zeit, wie Chasot sich auch in den Trancheen vor Philippsburg befand, den Kopf wegnahm.

Die Folge dieses war, daß er sich nach Speier flüchtete und von da über Mannheim und Heidelberg in der Begleitung des Grafen du Four (ein Name, dessen sich der Kronprinz von Preußen, wenn er incognito reiste, öfters bediente) gerade in das Haupt-Quartier des Prinzen Eugen ging, welcher, nachdem Chasot ihm in Kurzem seine Lage und den Vorfall, welcher ihn betroffen, vorgestellt hatte, ihm zur Antwort gab: Er werde einen Trompeter zur französischen Armee schicken, und, wenn das, was er ihm gesagt habe, sich wirklich so verhalte, für ihn sorgen. Eugen hielt Wort. Nachdem er die verlangte Nachricht erhalten hatte, ließ er ihn in sein Kabinet kommen, zeigte ihm an, daß er einstweilen bei seinem Flügel-Adjutanten, dem General Brender, welcher sein Mentor sein würde, bleiben solle, und nahm von seinem Kamine eine Rolle mit fünfzig Louisd'or, die er ihm mit den Worten gab: „Ich weiß, daß die jüngeren Söhne in der Normandie nicht sehr reich sind. Hier sind fünfzig Louisd'or zu Ihren Bedürfnissen. Folgen Sie einzig und allein Benders Rath und suchen Sie seine Freundschaft zu verdienen!“

Dieses Geschenk kam unserm Chasot umsomehr zu statten,

als sein ganzer Reichthum in einem Dukaten bestand, den er von der Französischen Armee mit herübergebracht hatte. Aber das Glück begünstigte ihn noch mehr an diesem Tage. Es ward in dem Vorzimmer des Prinzen Eugen eine Pharaobank gehalten, und, da er seinen Dukaten entweder ganz verlieren oder noch einen andern damit gewinnen wollte, so ließ er ihn, weil er das Spiel selbst nicht verstand, durch einen Officier vom Regiment Sachsen-Gotha auf eine von ihm selbst gezogene Karte setzen. In kurzer Zeit hatte er dreißig Dukaten gewonnen, wovon er auf Brenders Rath achtundzwanzig in die Tasche steckte und mit den beiden andern zu spielen fortfuhr. Da die Karten, welche er zog, ununterbrochen gewannen, so setzten fast alle Spieler darauf, und in dem Verlauf von fünfviertel Stunden hatte Chasot sich mit seinem einzigen Dukaten nicht nur 160 andere erworben, sondern es wurde auch die ganze Bank unter dem Gelächter der Umstehenden gesprengt. Der Banquier glaubte, an dem folgenden Tage sich wieder bei Chasot wegen seines Schadens zu erholen; aber dieser, dem von jeher die Hazardspiele zuwider waren, erschien nicht weiter bei der Bank. Er nahm von seinem Gewinn sechszehn Dukaten zu seinem Gebrauch und gab das Übrige, sowie auch die vom Prinzen Eugen erhaltenen fünfzig Louisd'or Brendern in Verwahrung.

Chasot schreibt diesem glücklichen Tage auch seine Reise nach Berlin und seine näheren Verhältnisse mit dem Kronprinzen von Preußen zu. Dieser, der nach geendigtem Spiele sich bei den Officieren einfand und sich das Glück des jungen

Französischen Officiers erzählen ließ, würdigte ihn, während Chasot mit dem Markgrafen von Schwedt sprach, seiner besondern Aufmerksamkeit, und Brender mußte ihn am Tag darauf zu ihm in's Lager bringen, wo er sich zwei Stunden mit ihm unterhielt und ihm beim Abschiede befahl, oft wieder zu kommen.

Den Tag darauf hatte der Kronprinz zu Mittag Gesellschaft, wobei auch der Prinz Eugen und Chasot zugegen waren. Nach aufgehobener Tafel wurden Letzterem seine drei Reitpferde, welche er bei der Französischen Armee zurückgelassen und man ihm nachgeschickt hatte, vorgeführt. „Man muß diese Pferde verkaufen,“ sagte Eugen, der eben bei guter Laune war; „sie verstehen nicht Deutsch, und Brender wird schon dafür sorgen, daß Chasot nicht zu Fuß gehe.“ Sogleich that der Prinz von Lichtenstein ein Gebot darauf, und die Pferde wurden dreimal theurer bezahlt, als sie es werth waren, sodaß auch der Prinz von Dranien, der mit unter den Gästen war, leise zu Chasot sagte: „Besser kann man doch wohl wahrhaftig seine Pferde nicht verkaufen, als an Leute, die gut zu Mittag gegessen haben.“ Nach diesem Verkauf hielt unser Chasot sich für reicher, als er es je in seinem Leben zu werden geglaubt hatte. Was sein Vergnügen noch in seiner gegenwärtigen Lage vermehrte, war, daß der Kronprinz fast alle Tage einen seiner Stallknechte mit einem Handpferde zu ihm schickte, auf welchem er sich zu ihm begeben mußte. Auch begleitete er ihn verschiedene Male auf seinen Streifereien in die umliegenden Gegenden und ließ ihm zuletzt durch

Brender und sogar durch den Prinzen Eugen selbst den Antrag machen, mit ihm nach Berlin zu reisen.

Chafot nahm den Antrag an und traf im Jahr 1734, zwei Tage nach der vollzogenen Verbindung des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt mit der Schwester des Kronprinzen, zu Ruppin ein. Er wurde bei dieser Gelegenheit der ganzen königlichen Familie vorgestellt und begleitete einige Tage hernach den Kronprinzen in dessen eigenem Wagen auf seiner Reise nach Preußen.

Es fehlte nicht viel daran, so hätte sich diese Reise auf eine höchst traurige Art geendigt und unser Jahrhundert einen Mann verloren, auf den es, so lange es noch Menschen geben wird, welche Größe des Geistes zu schätzen wissen, stolz sein wird. Der Kronprinz, der im strengsten Incognito reiste, wollte bei seiner Rückkehr durch Danzig die Außenwerke der Stadt in Augenschein nehmen und unter anderen die Höhe einer Bastion, deren Kanonen einigen tausend Russen das Leben geraubt hatten. Er vergaß in diesem Augenblick, daß man ihn hier nicht kannte, und versuchte, wider den Willen der Schildwache, auf die Banquette bei den Kanonen zu steigen. Zwei bis drei Mal rief die Schildwache, daß er sich entfernen solle, und legte, da sie kein Gehör fand, ihr Gewehr auf den Prinzen an. Glücklicher Weise stand Buddenbrock, der Flügeladjutant des Prinzen, neben der Schildwache, ergriff das Gewehr derselben und bewirkte dadurch, daß der dem Prinzen bestimmte Schuß in die Luft ging. Der Magistrat und Kommandant der Stadt, sobald sie von der Person des

Prinzen und der Gefahr, die sein Leben bedroht hatte, benachrichtigt waren, säumten nicht, den Vorfall bestens zu entschuldigen, und überließen es dem Prinzen selbst zu bestimmen, wie die Schildwache bestraft werden sollte. „Nein,“ sagte der Prinz, „meine Herren, die Schildwache hat recht und Ich habe unrecht gehandelt, daß Ich nicht sogleich den Befehl, den man ihr gegeben, respektirt habe. Schicken Sie Mir den braven Kerl zu; es wird Mir Vergnügen machen, ihn zu sprechen.“

Chajot ging mit dem Prinzen nach Rheinsberg, wo er auf Kosten des Französischen Hofes lebte, der ihm jeden Monat 50 Holländische Dukaten durch den Marquis von Chétardie, Minister am Berliner Hofe, auszahlen ließ, und einer der ersten Gesellschafter des Prinzen war. Die Lage des Orts und die abwechselnden Vergnügungen machten diesen Aufenthalt sehr angenehm. Des Morgens ging man spazieren, kleidete sich alsdann an und ging gewöhnlich Mittags um zwei Uhr zu Tische. Es wurde gut gegessen. Der Prinz sparte keine Kosten. Er hatte die besten Französischen Köche, Pastetenbäcker und andere zur Küche gehörigen Bediente. Zweimal in der Woche langten frische Austern und alle Arten von Seefischen aus Hamburg an, und der Keller des Prinzen war beständig mit den ausgesuchtesten Weinen, worunter der Champagner und Ungarische Weine nicht fehlten, angefüllt. Der Rheinwein war ihm zuwider; doch konnte ein Jeder sich an der Tafel den Wein geben lassen, der am meisten nach seinem Geschmacke war, und selbst Bier, wenn er es wollte.

Man blieb nicht länger als höchstens anderthalb Stunden am Tische und trank darauf bei einer der Hofdamen abwechselnd Kaffee. Den Nachmittag mußte Jeder, wie er wollte. Um sechs Uhr standen die Spieltische in einem Vorzimmer der Prinzessin bereit, und um sieben Uhr, oder auch bisweilen früher, nahm die Musik in dem Zimmer des Prinzen ihren Anfang, wobei Chasot immer gegenwärtig sein mußte, sonst aber niemand, als wer eingeladen war, sich einfinden durfte. Die Kapelle zu Rheinsberg bestand täglich aus 15 oder 16 Musicis, worunter Graun, Benda und Quanz die ersten waren. Der Prinz spielte jeden Abend drei oder vier Konzerte von Quanz und wenigstens ein oder zwei Solo's von seiner eigenen Komposition. Ungefähr um neun Uhr war die Musik beendigt, und dann ging er in das Vorzimmer seiner Gemahlin, wo gespielt wurde. Man setzte sich bald darauf zu Tische und ging selten eher als um elf Uhr von der Tafel.

Jeden Morgen um neun Uhr kam ein Läufer zu Chasot, ihn zu benachrichtigen, daß der Kaffee ihn bei dem Prinzen erwarte, zu welchem er alsdann im Überrock und mit noch aufgewickelten Haaren sich begab. War der Kaffee getrunken, so mußte er ein Solo von der Komposition des Prinzen, der einen Schüler aus ihm machen wollte, auf der Flöte blasen, und der Prinz begleitete ihn auf dem Fortepiano. Alsdann wurde bis um zwei Uhr, da man zu Tische ging, gelesen, und bei der Tafel fand Chasot sich immer am spätesten ein, weil ihm kaum die Zeit, sich anzukleiden, gelassen wurde. War das Wetter ruhig und ein heiterer Sommertag, so ging

er nicht um neun Uhr zum Prinzen, sondern machte mit demselben eine Wasserfahrt in einer Gondel, worin zwei Ruderer und ein Bedienter, der Kaffee und Butterbrot reichte, sich befanden. Zuweilen stiegen sie in einem nicht sehr entlegenen Gehölze aus und lasen in einem der darin angelegten Kabinette, zuweilen wurde aber auch die Lektüre auf dem Wasser gemacht, besonders wenn das Wetter gut war und zu einer Fahrt nach der Glashütte zu Zeglin einlud, welche eine viertel Meile von Rheinsberg entfernt lag, und woselbst der Prinz ein Vergnügen darin fand, in seiner Gegenwart einige Kleinigkeiten verfertigen zu lassen, welche er dann bei seiner Rückkehr nach Rheinsberg austheilte.

Einmal besorgte der Prinz, daß er zu stark werden möchte, und, um solches zu verhindern, fiel er auf eine Leibesübung, die ihnen beiden sehr gefährlich wurde, indem sie ihnen einen Anfall vom Seitenstechen zuzog. Diese Übung bestand darin: Sie fuhren zu Wasser nach der Glashütte, liefen alsdann in weißen Westen und einen Stock in der Hand, so geschwind sie nur konnten, nach Rheinsberg zurück, das zwar nur eine halbe Meile zu Lande von Zeglin entfernt, wovon der Weg aber so sandig war, daß er auch den besten Läufer hätte ermüden können. Erhitzt und fast außer Athem kamen sie nun zu Rheinsberg an und mußten eine gute Stunde warten, ehe sie sich zu Tische setzen konnten. Glücklicher Weise ward der Prinz des Laufens bald selbst überdrüssig und begnügte sich in der Folge damit, die Promenade Schritt vor Schritt zu machen.

Mit der Zeit wurde die Gesellschaft in Rheinsberg zahlreicher und mit ihr die Belustigungen. Es wurden wenigstens drei Mal in der Woche Lust- und Trauerspiele auf einem sehr hübschen Theater gegeben, wobei die ganze Kapelle des Prinzen sich einfinden mußte. Die Schauspieler waren der Kronprinz, Keyserlingk, Buddenbrock, Fouqué, Wylich, der Marschall Wolden, Rathenow, Knobelsdorff und Chasot. Unter den Schauspielerinnen befanden sich die Baronesse von Rannenberg, Madame von Wolden und einige andere Damen, die besonders dazu eingeladen wurden. Jordan war Souffleur. Das Schauspiel dauerte ungefähr drei Stunden und wurde mit einer schönen Symphonie geschlossen.

Mit den benachbarten Mecklenburg-Strelitzischen Herrschaften wurden mehrere Besuche gewechselt. Bei dem ersten, der von Seiten des Prinzen gemacht wurde, mußte Chasot, da der Prinz unbekannter Weise den Strelitzischen Hof überraschen wollte, die Hauptperson unter dem Namen eines Marquis de TAILLEVILLE vorstellen, und er spielte seine Rolle so gut, daß erst bei der Rückkehr und nachdem man Abends zu Canow brav getrunken hatte, der Handel verrathen und Chasot seiner beschwerlichen Last entledigt wurde.

Jeder Sonnabend, da der Prinz gewöhnlich zu seinem Regiment nach Ruppin reiste, war für ihn ein wahrer Festtag, weil er sich alsdann, besonders im Herbst, dem Vergnügen der Jagd, wovon er ein großer Liebhaber war, überlassen konnte. Der Kronprinz spottete oft über diese seine Liebhaberei, doch jagte er deswegen nicht weniger, und da

jener sich zuletzt überzeugte, daß er mit allen seinen Sarkasmen nichts darin ändern würde, vielmehr Chasot, wenn man ihn in üble Laune setzte, die ihm im Schauspiel zugetheilten Rollen schlecht ausführte, so hörte er auf, ihn deshalb weiter zu beunruhigen.

Der Prinz wußte Chasot auf mancherlei Art und oft durch Kleinigkeiten an sich zu fesseln. Bei einem von ihm veranstalteten Bogelschießen wurde Chasot gerade zu der Zeit, wie der Vogel zu fallen drohte, und er sich auf einen sichern Gewinn Hoffnung machte, auf's Schloß zum Kaffee gerufen. „Haben Sie noch nicht geschossen?“ fragte ihn der Prinz. „„Nein!““ war die Antwort. „„Ein Jeder muß warten, bis ihn die Reihe trifft, und die meinige war noch nicht gekommen.““ — „Gut, aber wieviel hätten Sie denn wohl gewinnen können?“ — „„Nach der Lage der Umstände vielleicht zwei oder drei Gulden.““ — „Es ist billig, daß man Sie entschädige,“ erwiderte der Prinz, indem er seine Börse, worin fünf Dukaten waren, aus der Tasche zog. „Wir wollen theilen. Da, nehmen Sie drei für sich, und die übrigen beiden behalte Ich zu Meinem Gebrauch.“

Chasot mußte, wie schon vorhin erwähnt worden, den Prinzen oft auf seinen Promenaden begleiten. Bei einer solchen fand letzterer einst in einem Lustgehölze, Bobero genannt, auf einer der darin befindlichen Statuen etwas mit Bleistift geschrieben, das, wie er es näher untersuchte, den Inhalt hatte: daß an dem und dem Tage die Kronprinzessin mit ihren Begleitern in diesem Kabinet zu Mittag gegessen

und guten Champagner-Wein getrunken hätte. „Wahrhaftig, eine sehr bemerkungswerthe Sache!“ sagte der Prinz, nahm einen Bleistift und schrieb folgende Verse darunter:

Ne vous apprenez point par trop de vanité
Vos inutiles noms à la posterité.
Sachez, que pour entrer au temple de gloire
Il ne vous suffit pas de manger et de boire.

Der Prinz, der nie orthographisch richtig schrieb, hatte auch in diesen Zeilen wider die Rechtschreibung gesündigt und brachte unsern Chasot dadurch auf den Gedanken, ihm auf seine Verse zu antworten. Als Alles schlief, schlich er sich mit einer Blendlaterne nach dem Lustgehölze und schrieb auf die Statue, welche derjenigen, worauf der Prinz geschrieben hatte, am nächsten war, mit verstellter Hand:

Censeur rigide envers les autres,
A l'orthographe appliquez vous!
Et, plus indulgent avec nous,
Soyez le meilleur des apôtres.

Nicht des poetischen Verdienstes wegen habe ich diese Reime ausgehoben, sondern nur um zu zeigen, wie sehr Chasot bei dem Prinzen in Gunst stehen mußte, daß er sich dergleichen herauszunehmen wagen durfte. Der Prinz antwortete, und Chasot antwortete wieder, und erst nach langer Zeit erfuhr er den wahren Verfasser dieser Reime, gegen den er nichts weiter äußerte, als: „Sind also derjenige, der Mir den Streich gespielt hat? Ja, für diesmal haben Sie Mich als

ein wahrer Normann hintergangen. Ich bin dem guten Jordan eine Ehrenerklärung schuldig, den Ich immer in Verdacht gehabt habe, daß er Mich habe reizen wollen, diejenigen zu necken, die kein ander Glück als das der Tafel kennen und doch sich Leute von Wichtigkeit zu sein dünken.“

Im Jahr 1740 bestieg der Kronprinz unter dem Namen Friedrich II. den Preussischen Thron, und die erste seiner großen Unternehmungen war die Eroberung Schlesiens. Chasot mußte ihm mit den Jägern zu Fuß und zu Pferde, die er unter seinen Befehl bekam, folgen. Die ersteren blieben bei der Blokade von Glogau zurück, und mit den letzteren ging er nach Ober-Schlesien und vereinigte sich mit dem Könige.

Drei Tage vor der Bataille von Mollwitz hat ihn der Herr von Wurmb, der sich mit einigen wenigen Husaren bis an ein großes Dorf, das voll von Ungarn steckte, gewagt hatte, den Feind so lange aufzuhalten, bis er sein Pferd gewechselt hätte. Aber bald verließ ihn sein kleiner Haufe, und da die Ungarn von allen Seiten auf ihn eindrangen, so mußte er seine Rettung in der Flucht suchen. Unterdessen bekam sein Pferd einen Schuß in den Leib und fiel unter ihm nieder. Sein eigener Jäger, der ihm zu Hülfe kommen wollte, wurde getödtet und er selbst von einem alten Officier mit weißen Haaren zum Gefangenen gemacht. Er hatte schon einen Fuß in den Steigbügel des Pferdes, das dieser ihm hatte geben lassen, gesetzt, als Bieten mit den Preussischen Husaren ankam, und nun die Ungarn wieder zu fliehen nöthigte. Der Stallknecht des Ungarischen Officiers retirirte sich auf

dem Pferde, das Chasot hatte besteigen sollen, und dieser wurde von zwei Zietenschen Husaren, die ihn zwischen sich nehmen mußten, in das nächste Dorf, wohin der König mit seinen Grenadieren schon vorgerückt war, gebracht. Chasot war nur leicht am Arme verwundet worden, aber er hatte seinen schönen Haarzopf verloren, den er noch mehr bedauert haben würde, wenn er nicht einen wüthenden Säbelhieb von seinem Halse abgehalten hätte. Der Herr von Wurmb verlor bei dieser Gelegenheit seinen guten Ruf und bald hernach auch sein Husaren-Regiment, das Zieten bekam.

In der Bataille von Mollwitz war Chasot mit dreißig Jägern beständig um die Person des Königs, und er trennte sich nur von ihm, um einen Haufen Oesterreichischer Grenadiere, die den König umgaben, anzugreifen, und ihm den Weg zu der Infanterie seiner zweiten Linie zu bahnen. Seine Bravour kam ihm theuer zu stehen. Ein Säbelhieb spaltete ihm den Kopf, daß er vom Pferde fiel; zu gleicher Zeit aber riß er einen feindlichen Officier, den er gerade beim Halse gefaßt hatte, und dessen Pelzmütze er sich statt seines verlorenen Hutes bediente, mit zu Boden. Ein gewisser Lieutenant Möhring von der Zietenschen Escadron fand ihn, mit Blut bedeckt, unter den Todten und Verwundeten und brachte ihn, nachdem er verbunden worden war, des andern Tages nach Ohlau. Hier war es, wo der König selbst ihn mit einem Besuche beehrte und ihm die Escadron des Generals Bissing bei dem Bayreuthschen Dragoner-Regiment gab. Auch ertheilte er ihm in der Folge die Bestallung als ältester Capitän

der Kavallerie, welches ihm zwar manche schlimme Händel, woraus er sich aber immer mit Ehren wickelte, zuzog, doch ihm bald darauf die Stelle eines Majors, nämlich im Jahr 1743, zuwege brachte.

Die Schlacht bei Mollwitz, welche das Schicksal Schlesiens entschied, ward besonders durch die klugen Anordnungen des Feldmarschalls Schwerin gewonnen. Von ihm erzählt Chasot, daß, ob ihm gleich eine Kugel den Arm zerschmettert, den Griff seines Degens in's Fleisch gedrückt und die halbe Ferse weggenommen gehabt, er doch bis zu Ende der Schlacht zu Pferde geblieben sei und sich nicht eher habe verbinden lassen, als bis er den Feind in die Flucht geschlagen und zu seiner Verfolgung die nöthigen Befehle ertheilt habe. Eben dieser große Mann gab auch einem gewissen Prinzen, der, in der Meinung, daß die Schlacht verloren sei, ihn fragte: wohin er seinen Rückzug zu nehmen gedente? zur Antwort: „Da, mein Herr, da vor uns, nach Ohlau,“ welches soviel sagen wollte, als über den Körper der Feinde.

Die Bataille von Gzaslau gab dem Herrn von Chasot eine neue Gelegenheit, seinen Muth zu zeigen. Schon waren vor seinen Augen, bei dem Übergang über einen breiten und tiefen Graben, und indem man sich, der Oesterreichischen Kavallerie gegenüber, in einer Entfernung von fünfzig Schritten formiren mußte, sein Oberster, der Herr von Bismarck, mehrere Officiere und dreiunddreißig Dragoner in der ersten Linie von seiner eigenen Escadron getödtet worden, als er nicht nur seine Standarte und die Pauken des Regiments,

die schon in feindlichen Händen waren, dem Feinde wieder entriß, sondern auch ein kleines Korps Volontaire aus Dragonern und Cuirassieren, die in der Ebene herumschwärmten, sammelte, mit welchen er fünf Escadrons Feinde angriff, die die sämtliche Equipage des Königs genommen hatten und solche schon in Sicherheit bringen wollten. Mit Hülfe der zugleich in Gefangenschaft gerathenen Königlichen Bedienten, die, wie sie Chasot und seine Leute zu ihrer Hülfe herbeieilen sahen, zu den Waffen griffen und sich dem Feinde entgegensetzten, wurden die Oesterreicher gezwungen, sich zu retiriren und ihren reichen Fang fahren zu lassen. Zur Belohnung hing der König noch auf dem Kampfsplatz mit eigener Hand dem Chevalier Chasot das Ordenskreuz pour le mérite um den Hals.

Nachdem der Friede zu Breslau geschlossen war, gingen die Regimente in ihre Quartiere, und Chasot, der bei der Vertheilung etwas begünstigt wurde, bekam das seinige zu Treptow am Flusse Tollensee in Pommern. Hier lebte er sehr vergnügte Tage. Er besuchte häufig den Strelitzischen Hof und den in der Nachbarschaft befindlichen Adel. Er mußte zum öftern einige Tage bei dem Feldmarschall Schwerin zu Schwerinsburg und auf seinen andern Gütern zubringen. Für die Officiere seiner Escadron war immer bei ihm, er mochte nun gegenwärtig oder abwesend sein, offene Tafel, und es freute ihn, daß er mit den Pächtern aus der umliegenden Gegend, mit denen er Geschäfte hatte, und die sich oftmals bei ihm einfanden, Deutsch sprechen konnte. Dieses und der Eifer, mit dem er sich auf seinen Dienst legte, er-

setzten ihm die Freuden des Hofes. Der König ernannte ihn auch zum Drosten von Cöslin, eine Stelle, die ungefähr 900 Thaler jährlich eintrug, und er mußte deshalb zu Stettin den damit verbundenen Eid leisten. Auf seiner Rückreise von Stettin lernte er den Herrn von Alliot, ehemaligen Französischen Minister am Russischen Hofe, der von Petersburg kam und einen Major in seinem Gefolge hatte, kennen. Der Major hatte eine sehr hübsche und liebenswürdige Frau, und als er dem Könige, bei Gelegenheit, daß er ihm für das Geschenk dankte, das er ihm mit der Drosten-Stelle gemacht hatte, von dieser schönen Dame alles Gute, was er nur wußte, erzählte, erwiderte der König: „Ihre Vorliebe für die Frau eines Majors scheint Mir von einer guten Vorbedeutung für Sie zu sein. Ich muß Ihnen nur sagen, daß man Sie mit einer Gräfin aus Ober-Schlesien, einer einzigen Tochter, die wenigstens 500 000 Thaler im Vermögen hat und nur einem Mann vom Hofe, und der, wie sie, katholisch ist, ihre Hand geben will, zu verheirathen gedenkt. Die Frau von Cocceji hat den Auftrag, die Heirath zu Stande zu bringen. Sie werden nach einigen Tagen bei ihr zu Abend essen, und Mein Bruder, der Prinz von Preußen, der Prinz Ferdinand von Braunschweig und der Graf Rothenburg werden bei der Zustandebringung dieses Geschäftes gegenwärtig sein. Dies ist Alles, was Ich Ihnen davon sagen kann, und Sie werden nun im Voraus darüber nachdenken.“ Chasots Entschluß war bald gefaßt. Eine einzige Tochter aus einer angesehenen Familie, 500 000 Thaler Vermögen, waren für einen jungen Edelmann

aus der Normandie nicht zu verachten; — aber ein Frauenzimmer, das er nie, und das ihn vielleicht ebenjowenig gesehen hatte, und das sich dem ohngeachtet entschließen konnte, sein Weib zu werden; wozu noch kam, daß man ihm, wiewohl fälschlich, beigebracht hatte: das Frauenzimmer sei so häßlich, daß sie sich nie ohne Maske sehen lasse, — diese Gedanken bewirkten, daß, wie die Frau von Cocceji ihm in Gegenwart des Prinzen von Preußen nun wirklich den Antrag machte, er ihr zur Antwort gab: Er bedaure nichts mehr, als daß es ihm an Worten fehle, ihr die ganze Erkenntlichkeit, wovon sein Herz in Betracht ihrer durchdrungen sei, auszudrücken; er würde sich aber ihrer Güte unwerth halten, wenn er ihr ein Geheimniß darauß machen wollte, daß er eine Abneigung gegen die vorgeschlagene Heirath bei sich verspüre. Die Frau von Cocceji war über diese Antwort betreten, aber der Prinz umarmte ihn, und der König selbst billigte seinen Entschluß. Letzterer wollte ihn in der Folge entschädigen. Er schlug ihm ein Mädchen vor, das beinah eben so reich war wie die Schlesiſche Gräfin, das der König sehr gut kannte und singen und spielen gehört hatte. Die vortheilhafte Beschreibung, die der König ihm von ihr machte, bestimmte seinen Entschluß auf der Stelle. Die Sache wurde eingeleitet. Der Herr von Bork, ein Günstling des Königs, mußte nicht nur schreiben, sondern der König schrieb auch selbst mit eigener Hand an Mutter und Tochter, gab die Briefe an Chasot, und schon waren die Postpferde bestellt, schon war er im Begriff in den Wagen zu steigen, als der Herr von Bork dem König ein

Schreiben überbrachte, worin ihm gemeldet wurde, daß das Mädchen seit acht Tagen verheirathet sei. Soviel Abneigung Chajot gegen die erste Heirath gehabt hatte: soviel Vorliebe hatte er für diese; doch gab er sich darüber bald zufrieden, weil ihn nie die Sucht nach Reichthümern sehr gequält hatte und er, vermittelst einer guten Oekonomie bei seiner Escadron, zweier Drosteien, die ihm der König geschenkt hatte, und seiner Pensionen, außer 200 Louisd'or, welche er noch überdies für jede Reise nach Potsdam bekam, soviel besaß, daß seine Ausgaben hinlänglich damit bestritten werden konnten. Seine Stunden waren zwischen dem Zeichnen, der Jagd, der Lectüre und dem gesellschaftlichen Umgang mit seinen Officieren getheilt, und er war so zufrieden mit seiner Lage, daß er ohne besondere Ursachen, wie er behauptet, so wenig die Preussischen Dienste verlassen, als je eine Frau genommen haben würde.

Im Jahr 1743 ging der König nach Bayreuth, und Chajot bekam den Auftrag, den Herrn von Voltaire dahin zu führen. Da es mit Voltaires Gesundheit nicht recht fest zu stehen schien, so gab der König ihnen einen schriftlichen Auftrag, nach welchem sie ihre Reise einrichten sollten, und machte für jeden Tag die nöthigen Anordnungen, damit Voltaire nicht zu sehr ermüdet werden möchte. Zu Dessau fanden sie den alten Prinzen von Anhalt-Dessau am Ende einer Brücke sitzen, die bei jeder Berührung zitterte. Da unsre Reisenden diese Brücke zu Fuß passirten, so nahm der Prinz daher Gelegenheit, ihnen die Versicherung zu geben, daß wer bestimmt wäre, im Feuer zu sterben, nicht fürchten

dürfte, über eine Brücke zu gehen. Voltaire antwortete: Bei der Vertheilung des Muths wäre das Glück dem Prinzen so günstig gewesen, daß für einen Reisenden, wie er sei, nur wenig übrig geblieben wäre. Zu Halle bewies das Benehmen Wolffs und Voltaires gegen einander, wie sehr sie sich schätzten, und noch an dem Morgen ihrer Abreise kam Wolff zu ihnen und begleitete sie bis an ihren Wagen. Eine Menge Studirender machten Voltairen ihre Auswartung. Sie boten ihm ihre Stammbücher an, und indem er solche durchblätterte und in einem die Worte fand: Si Deus pro nobis, quis contra nos? nahm er einen Bleistift und schrieb darunter: les gros bataillons Prussiens. Voltaire. Eine Meile von Schleiz brach die Hinterachse ihres Wagens. Voltaire, der nicht Lust hatte, auszustiegen, zog sein Taschenbuch hervor und schrieb einen Brief an die Marquise de Chatelet, datirt: „aus einem Wagen-
gleise“. Unterdessen bemühten sich Chasot und seine Bedienten, ein anderes Fuhrwerk zu bekommen, konnten aber kein anderes als einen großen Bierwagen erhalten, den sie mit vielem frischen Stroh belegten und sodann ihre Sachen darauf packten. Chasot setzte sich auf einen platten Koffer, und da der König Voltairen seiner Sorgfalt besonders anvertraut hatte, so ließ er ihn sich der Länge nach auf das Stroh hinlegen, nahm seinen Kopf und seine Schultern, auf einem Kissen ruhend, zwischen seine Füße und pflegte ihn so, daß, wie er sich ausdrückt, wohl schwerlich je ein Liebhaber seine Geliebte besser hätte pflegen können. Unterwegs that Voltaire nichts als lachen, singen und nach den Sternen gucken. Einen

Augenblick glaubte Chasot, daß Voltaire eingeschlafen sei; aber mit einem Male rief dieser, indem er ihm die Hand auf's Knie legte, aus:

La nuit sur la paille en charette
Du sort je brave les rigueurs,
De Chasot l'amitié parfaite
Fait de ma paille un lit de fleurs.

Endlich langten sie zu Bayreuth an, wo sie einige Zeit mit dem Könige und den übrigen anwesenden hohen Herrschaften in abwechselnden Vergnügungen zubrachten. Nachdem der König nach Potsdam zurückgereist war, traten auch Chasot und Voltaire in einem Wagen, mit Flinten und Pistolen umgeben, die die Herzogin von Württemberg Ersterem zum Geschenk gemacht hatte, die aber, um Voltaire nicht in Unruhe zu setzen, nicht hatten geladen werden dürfen, ihre Rückreise an, und Chasot überlieferte seinen Gefährten nun wieder gesund und wohlbehalten den Händen des Königs.

Nachdem im Jahre 1744 die Flamme des Krieges zwischen dem Hause Oesterreich und Preußen von Neuem ausgebrochen war, mußte der Graf von Chasot auch wieder den Kampfplatz betreten. Das erste, wodurch er sich in diesem Kriege auszeichnete, war der Antheil, den er an dem schönen Rückzug hatte, den der General von Nassau, ohne einen Mann zu verlieren, mit einem großen Convoy von Kollin nach Königgrätz machte. Chasot, der alle Wege und Stege in diesen Gegenden kannte, führte die Avant-Garde, und sein Benehmen hierbei, sowie alle Anordnungen, die er traf, dem Könige

dieses Korps, welches ihn schon in große Unruhe gesetzt hatte, sicher zuzuführen, waren so beschaffen, daß der Herr von Nassau, als der König ihm zur Belohnung seines Dienstes mit eigener Hand den schwarzen Adlerorden umhing, nicht unterlassen konnte, sich zu äußern: „Ich würde die Güte, Sire, und die Ehre, welche Sie mir heute zu erweisen geruhen, nicht verdienen, wenn ich nicht dem Chevalier von Chasot Gerechtigkeit widerfahren ließe und die Verbindlichkeit eingestände, die wir seiner Sorgfalt und seinen Bemühungen schuldig sind.“

Einige Tage vor der Bataille bei Hohenfriedberg vertraute der König ihm den Posten von Bedlitz, zwischen Jauernick und Striegau, an, den er mit fünf Escadrons Dragoner besetzen mußte, und der dazu diente, theils die Kommunikation mit dem General Dumoulin zu sichern, der auf der Anhöhe von Striegau, diesseits des Striegauer Wassers, stand, theils dem Könige die Mittel zu erleichtern, die Stärke des Feindes zu entdecken, wenn er etwa von den Anhöhen von Fürstenstein, das er occupirt hatte, herunterkommen sollte. Gewöhnlich recognoscirte der König selbst zwei Mal des Tages, und Chasot, sowie ein Page, der sein Teleskop trug, und zwei Stallknechte mit einem Handpferde mußten ihn alsdann begleiten. Dadurch wurden aber Chasots Pferde in dem Maße angegriffen, daß er am Abend vor der Bataille dem Könige nicht folgen konnte, und dem General Bornstedt für ein erst kürzlich angekommenes Türkisches Pferd 105 Friedrichsd'or bezahlen mußte, was aber noch viel zu wenig für den Dienst

war, welchen es ihm am folgenden Tage leistete. Ein anderes Geschäft machte überdies seine Gegenwart im Lager unumgänglich nöthig. Das Bayreuther Dragoner-Regiment, dessen Montirung, wie bei allen übrigen Dragonern, bisher weiß gewesen war, hatte nämlich von Schweidnitz so eben seine neuen Kleidungsstücke, die von einförmiger blauer Farbe waren, erhalten, und man hielt es für zuträglicher, sie sogleich an die Dragoner austheilen zu lassen, als sie der Gefahr auszusetzen, eine Beute der feindlichen Husaren zu werden. Wie sehr das Regiment seiner neuen Kleidung in der auf immer denkwürdigen Schlacht bei Hohenfriedberg Ehre gemacht habe, mag der folgende Brief des Grafen von Chajot, welcher zugleich mehrere bis jetzt noch unbekannte Umstände dieser Bataille und den vorzüglichen Antheil, den unser Held daran nahm, in's Licht setzt, bezeugen:

„Es ist mir unmöglich, mein Herr, Ihrer Neugierde auf eine befriedigende Art ein Genüge zu leisten, und ich gestehe aufrichtig mein Unvermögen, Ihnen einen genauen Abriß von dem zu geben, was sich an diesem merkwürdigen Tage zgetragen hat. Ich war nur als Premier-Major eines Regiments von zehn Escadrons dabei gegenwärtig und kann meine Ehre nur für die Wahrheit derjenigen Begebenheiten zum Pfande setzen, die unter meinen Augen vorgegangen sind, und woran ich einigen Antheil gehabt habe. Ich mische mich nicht gern in andere Geschäfte und kann nur von den meinigen Rechenschaft geben und von denen, die das bravste Regiment betreffen, das je existirt hat, dessen Premier-

Gaederz, Friedrich der Große 2c.

Major und Oberst-Lieutenant gewesen zu sein, und welches bei mehr als einer Gelegenheit, unter andern in der Bataille von Kesselsdorf, ganz allein kommandirt zu haben, ich mir immer zum Ruhme rechnen werde. Mit Recht vermuthen Sie, daß man diesem braven Regiment Unrecht gethan hat, da man vermied, seiner in dem angeführten Buche *histoire de mon temps* auch nur im geringsten zu erwähnen.

„Ich lege Ihnen hier das, was ich gewiß weiß, und Thatfachen vor, denen Niemand widersprechen kann.

„Als der König, den ich nicht hatte begleiten können, am 3. Juni, ungefähr Abends um 6 Uhr, mit verhängtem Zügel von den Striegauer Anhöhen zurückkam, sagte er zu mir im Vorbeireiten: „Ich kann mich nicht aufhalten; Ich habe keinen Augenblick zu verlieren. Kommen Sie zu Mir in's Zelt, wo ich mit Ihnen zu sprechen habe!“ Ich begab mich um 8 Uhr dahin und war sehr über die Ruhe verwundert, die allenthalben herrschte. Ich nahte mich den beiden vor dem Zelte des Königs stehenden Schildwachen und erkundigte mich bei ihnen: ob Se. Majestät noch nicht zurück wären? Der König hörte mich, befahl mir, hereinzukommen (welches, weil nicht das geringste Licht im Zelte war, nur von mir im Dunkeln tappend geschehen konnte) und sagte, wie ich vermuthe, auf seinem Bette liegend, zu mir: „Glauben Sie wohl, daß Meine Absicht sei, zu schlafen? Nein, weit davon entfernt, beschäftige Ich Mich nur mit Dingen, die morgen vorkommen können, und die über Mein Glück oder Unglück entscheiden werden. Endlich ist Mein längst ersehnter

Wunsch in Erfüllung gegangen. Ich habe die feindliche Armee von den Höhen herabsteigen und sich in der Ebene ausbreiten sehen. Der morgende Tag wird ein wichtiger Tag für Mich sein. Wir müssen den Degen ziehen und die Scheide zum Teufel werfen. In einer Stunde wird die ganze Armee in Bewegung sein. Gehen Sie auf Ihren Posten zurück! Alles, was sich Ihren Bedetten nähert, Jeder, der über Ihre Bedetten hinausgehen will, muß durch die kleinen Patrouillen, die immer auf dem Wege sein müssen, angehalten werden. Morgen, bei Anbruch des Tages sehen Sie sich mit Ihren Dragonern bei dem Nonnenbusch, so daß Sie den leichten Truppen des Feindes den Ausgang aus demselben verwehren und sie verhindern, den linken Flügel der Armee zu injustiren! Ich bitte übrigens Gott, daß Er Sie in Seinen heiligen Schutz nehme. Leben Sie wohl, begeben Sie sich nun zurück, und Ich werde bald selbst weit von diesem Zelte sein, wenn Mich die Spione noch tief im Schlafe zu liegen glauben werden. Leben Sie wohl!“

„Ich entfernte mich; kaum aber war ich wieder auf's Pferd gestiegen, als ich mich, wiewohl zu spät, erinnerte, daß ich dem Könige von unserer neuen Uniform hätte sagen sollen. Am andern Morgen, als der Tag anbrach, stellte ich, wie mir befohlen worden, meine Dragoner vor den Nonnenbusch, als der Herr von Nassau, welcher die Kavallerie des linken Flügels kommandirte, zu mir kam und mir erklärte: der König habe seine Disposition etwas verändert, er sei mit seinem rechten Flügel weiter vorgerückt, und, da er gewiß nicht Zeit

gehabt habe, sich der Ordre zu erinnern, die er mir gestern Abend gegeben, und ich hier mit meinen Dragonern unnütz wäre, so könnte ich auf sein Wort diesen Posten verlassen und mich an die Infanterie der zweiten Linie anschließen.

„Diese Infanterie, die zu wiederholten Malen den Befehl erhielt, zu defiliren und ihren Marsch gegen den rechten Flügel der Armee zu beschleunigen, wahrscheinlich um die großen Vortheile lebhafter verfolgen zu können, die der König schon über den feindlichen linken Flügel ersochten hatte, diese Infanterie, sage ich, befand sich bald im Mittelpunkt der Armee, wo sie von einigen ihrer Bataillons, die sich, Gott weiß durch welchen Zufall, eins in das andre drängten, aufgehalten wurde. Am Ende dieser Infanterie formirten zehn Escadrons von Bayreuth, statt aller Kavallerie, den linken Flügel derselben und standen mittelst einer Schwenkung, auf einem Platz von ungefähr sechszehnhundert Fuß, drei feindlichen Bataillons in gleicher Fronte gegenüber. Vor den unter meinem Befehl stehenden drei Escadrons auf dem rechten Flügel dieses Regiments gab es in der ersten Linie unserer Infanterie eine Lücke, und, drei bis vierhundert Schritte dieser Lücke gegenüber, stand eine Linie Oesterreichischer Grenadiere.

„Wie der Herzog Ferdinand von Braunschweig uns in einer geringen Entfernung von dem linken Flügel seiner Brigade ankommen sah, rief er mich zu sich, und mit einer Heiterkeit, die in seinen Augen und auf seinem ganzen Gesichte herrschte, sagte er zu mir: „Chasot, seien Sie willkommen mit Ihren Dragonern! Sie finden hier eine günstige Lücke vor sich,

die Ihnen eine Bahn zum Ruhm und zu Lorbeeren zeigt und erleichtert, die Ihrer unter diesen schwarzen Pelzmützen (wobei er auf den Feind wies) erwarten.“ Der Prinz hatte die Miene des Mars. Mit offener Brust und den Degen in der Hand stand er vor seiner Infanterie. Ich dankte ihm für seine gute Meinung, da sie auf das vollkommenste mit der Neigung übereinstimmte, die wir hätten, unsere beschwerliche Lage, die uns dem Feuer der Grenadiere und zweier Batterien aussetzte, auf eine ehrenvolle Art zu verändern, und verließ ihn mit der Versicherung, daß er in einigen Minuten mit den Bayreuther Dragonern, die unter seinen Augen sich seiner würdig zu beweisen suchen würden, zufrieden sein solle. Dem Herrn von Geßler, der uns kommandirte und mir gerade um diese Zeit entgegenkam, eröffnete ich mit wenigen Worten meine Unterhaltung mit dem Prinzen, und, nachdem ich ihn um die Erlaubnis gebeten hatte, sogleich den günstigen Augenblick zu benutzen, da wir uns unter seinen Befehlen auszeichnen könnten, antwortete er mir ganz laut: „Wahrhaftig, ein so muthiger Prinz wäre es wohl werth, daß er zu uns gehörte. Doch wir wollen die kostbare Zeit nicht verschwenden. Machen Sie, lieber Chasot, daß eine Escadron geschwinde die andere benachrichtige, daß das ganze Regiment gerade vorwärts auf die feindliche Infanterie anrücken soll!“ Er wandte sich hierauf mit frohem Gesicht, und indem er auf die Oesterreicher hintwies mit den Worten an die Dragoner: „Allons, Kinder, laßt uns jenen braven Grenadieren einen Dienst erweisen und sie von ihren

großen schwarzen Mützen, die zu warm für diese Jahreszeit sind, befreien!“

„Sobald das ganze Regiment die Ordre erhalten hatte, gab mir der General das verabredete Zeichen. Gleich setzte ich die Escadrons des rechten Flügels in Bewegung und zwar zuerst im Schritt. Nachdem wir aber über einige Gräben gliederweis gesetzt waren, wobei ich so verfuhr, daß das erste Glied, sobald es jenseits des Grabens war, Halt machen mußte, um den beiden letzteren Zeit zu lassen, sich an das erstere wieder anzuschließen, ging's im Trott und endlich im vollen Galopp und mit vorwärts gebeugtem Kopf auf die Oesterreichischen Grenadiere zu, die, ungeachtet sie sich brav hielten und in einer Entfernung von zwanzig Schritten eine Salve gaben, geworfen und größtentheils niedergehauen wurden. Dieser Angriff brachte mich um mein schönes Türkisches Pferd, das ich den vorigen Abend gekauft hatte, und das, ob es gleich fünf Flintenschüsse in den Leib bekommen, nicht eher als mitten unter den Grenadieren, wo es noch zwei Bajonettstiche erhielt, zu Boden stürzte. Mir war in diesem Augenblick nicht recht wohl zu Muth, aber ein alter herzhafter Stallknecht gab mir sogleich ein anderes Pferd. Sobald wir uns von den Grenadieren losgemacht hatten, machte das Regiment eine Schwenkung links, nahm die feindliche Infanterie in die Flanke und warf sechs oder sieben Regimente ihres rechten Flügels über den Haufen. Zwei von diesen Regimentern wollten ein Viereck formiren, aber man ließ ihnen keine Zeit dazu.

„Der General Geßler, der den Rest dieser Infanterie in Unordnung fliehen sah und die Gefahr bemerkte, der man sich aussetzen würde, wenn man den Feind weiter und bis unter den Schutz seiner Kavallerie, die auf den Anhöhen im Zickzack formirt war, verfolgen wollte, befahl mir, den Appell schlagen zu lassen, das Regiment in Reihe und Glied zu setzen und die Gefangenen zu sammeln, die, wie man mir sagte, sich beinahe auf 4700 Mann beliefen. Außerdem nahmen unsere Dragoner einundzwanzig Kanonen und sechsundsechzig Fahnen dem Feinde ab. Das Gemetzel schien mir sehr groß gewesen zu sein, und allenthalben, wo wir uns befunden hatten, war das Feld mit Todten bedeckt. Das Regiment Bayreuth war zwar durch das Kanonenfeuer und die Schwarz-Mützen etwas übel behandelt worden, es hatte indessen doch kaum 120 Officiere und Dragoner an Getödteten oder Blessirten verloren. Beträchtlicher war der Verlust an Pferden. Zwei wurden mir unter dem Leibe getödtet und ein drittes, das ein Stallknecht an der Hand führte. Der linke Flügel der Preussischen Infanterie hatte schon angefangen, den feindlichen rechten Flügel anzugreifen, als dieser von den Bayreuther Dragonern in Unordnung gebracht wurde und nach den Anhöhen floh.

„Der König, der sich auf einer Anhöhe auf dem rechten Flügel seiner Armee befand und damit beschäftigt war, die großen Vortheile, die er über die ganze Sächsische Armee und den linken Flügel der Oesterreicher erhalten hatte, zu verfolgen, schwebte einige Augenblicke wegen dessen, was auf

dem linken Flügel seiner Armee vorgegangen war, in Unge-
wißheit, wo man mit einem Mal zu feuern aufgehört hatte.
Er verlangte mit Hefigkeit die Ursache davon zu wissen, als
man ihm antwortete: die ganze Ebene schiene mit Flüchtlingen
bedeckt zu sein, die von einer grün oder blau gekleideten
Kavallerie verfolgt würden. Endlich kam der Marquis von
Valori, Minister des Französischen Hofes, von dem linken
Flügel, für welchen der König ihm einen Auftrag gegeben
hatte, zurück und benahm ihm seine Besorgnis, indem er ihm
versicherte, daß die blauen Dragoner Wunder thäten und die
Feinde auf allen Seiten zu fliehen nöthigten. „Wie ist das?“
erwiderte der König. „Ich habe keine blauen Dragoner.“
— „Und doch,“ antwortete Valori, „habe ich mit Chajot
gesprachen, der blau gekleidet war und an der Spitze eines
Regiments stand, das dieselbe Farbe hatte, mit Ausnahme
des Generals Gefler, der einen weißen Leibrock trug. Ich
war kaum 200 Schritte von ihnen entfernt, um mich zu Ew.
Majestät zu begeben, als diese blauen Dragoner auf die ihnen
gegenüber stehenden Grenadiere losstürzten, deren Feuer ihnen
sehr beschwerlich war, sie zusammenhieben und darauf sogleich
die Infanterie in die Flanke nahmen, welche ich bald darauf
in Unordnung und gegen die Anhöhen zu fliehen sah.“
Der König, seiner Besorgnis durch diesen Bericht des Marquis
enthoben, versetzte darauf: „Das Regiment Bayreuth hat also
die Nacht an der Toilette zugebracht. Ich habe noch gestern
Abend, zwar in der Dunkelheit und ohne ihn zu sehen, mit
Chajot gesprochen, und er hat Mir auch nicht ein einziges

Wort von der neuen Montirung, die Ich noch in Schweidnitz zu sein glaubte, gesagt. Es mag ihm indessen diese Art, sie zum ersten Male zu tragen, hingehen.“

„Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, unter dessen Augen der ganze Vorgang sich ereignet hatte, war der erste, der nach der Bataille dem Könige davon einen genauen Bericht gab. Dieser schickte sogleich seinen Stallmeister Brandhorst mit 105 Friedrichsd'or für mein schönes Türkisches Pferd und zwei von seinen eigenen Englischen Pferden an mich ab. Ich ließ dem Könige durch Brandhorst zurücksagen: Seine Güte wäre mir nie gelegener gekommen als jetzt und setzte mich allein in den Stand, mich ihm als einen Kavallerie-Officier vorzustellen. Dies solle, um mich des Dankes zu entledigen, den ich Sr. Majestät schuldig wäre, sobald nur immer möglich, geschehen.

„Den andern Morgen ordnete ich eine Proceßion zu Pferde auf folgende Art an: Vierundzwanzig Tambours, denen siebenundzwanzig Dragoner, neun in jeder Reihe, folgten, eröffneten den Zug. Sodann kamen zweiunddreißig Dragoner, wovon zwei und zwei eine dem Feind abgenommene Fahne trugen. Vierundzwanzig Dragoner, acht in jedem Gliede, machten das Centrum, denen wieder vierunddreißig Dragoner folgten, welche gleich den vorhergehenden zwei und zwei die schönsten feindlichen Fahnen trugen. Endlich schlossen siebenundzwanzig Dragoner, neun in jeder Reihe, wie bei der Avantgarde, den Zug. Wie wir dem Schlosse Rohnstock, wo der König sein Hauptquartier hatte, auf einhundert Schritte

nahe waren, schickte ich einen Officier an den König, ihn um die Erlaubnis zu bitten, daß ich mit meinen Dragonern kommen und ihm ein auf dem Schlachtfelde gewundenes Bouquet überreichen dürfte. Der König ließ mir antworten: ich würde willkommen sein, und ging sogleich aus dem Schlosse, uns zu empfangen. Ehe wir in den großen und schönen Vorhof kommen konnten, mußten wir ein Gewölbe passiren, das nur drei Mann im Gliede zu gehen erlaubte; auch mußten aus eben dieser Ursache die Fahnen, die noch eingewickelt waren, gesenkt werden. Sobald wir uns aber auf dem Hofe selbst befanden, ließen wir die Fahnen flattern, und wurden von der Avantgarde wieder neun Mann in jedes Glied gestellt. Wir langten endlich bei dem Könige an, der sich einen solchen Ort gewählt hatte, von wo er unsern ganzen Zug mit einem Blick übersehen konnte. Wie die Dragoner des Centrum unter dem Thorwege waren, so hielt er sie für die Arrière-Garde, nahte sich meinem Pferde und sagte in vollem Entzücken und mit beiden Händen meine Stiefel-Stolpe fassend, ganz laut zu dem Marquis von Balori: „Chasot ist doch der galanteste Mann. Er bezahlt reichlich die Pferde, die ihm seine Freunde schicken. Ich will Mich gern verbinden, ihm immer für einen solchen Preis seine Kavallerie vollzählig zu machen.“ Meine Antwort darauf war, daß ich mich meiner Schuld gegen Se. Majestät noch nicht entledigt hätte und Sie ersucht haben wollte, das Ende meines Bouquets abzuwarten. „Nein, nein,“ sagte der König, „Ich habe ja schon die Arrière-Garde gesehen!“ — „Um

Bergebung, Sire, es war nur das Centrum der Escorte. Ew. Majestät sollen noch etwas Besseres, als was Sie jetzt sehen, erblicken. So ist es der Gebrauch in Frankreich, daß man allemal die schönsten Zierrathe am Schluß einer Procession anbringt.““ Der König kehrte darauf nach seinem vorigen Platz zurück und sagte, als er noch vierunddreißig Fahnen, die fast ganz neu waren, erblickte, zum Marquis: „Ich muß gestehen, einen so glänzenden und vollständigen Strauß erwartete Ich nicht. Da sind ja soviel Fahnen, daß man damit, wenn nicht eine ganze Armee versehen, doch wenigstens Ihre ganze Pariser Cathedral-Kirche behängen könnte.“ Als Se. Majestät hierauf die Procession, die en front aufmarschirt war, in Augenschein genommen hatte, mußte ich die Fahnen in's Schloß bringen lassen, damit sie in seinem Zimmer aufgestellt werden könnten, welches denn unter Rührung aller Trommeln und mit den gewöhnlichen Ceremonien geschah. Demnächst ließ ich diejenigen, welche die Fahnen getragen hatten, wieder zu dem Trupp gehen, formirte daraus eine Escadron von 144 Dragonern und ließ sie, zwölf Mann in jedem Gliede, dem Könige vorbeipassiren, um sie in's Lager zurückzuführen. Der König, der über allen Ausdruck vergnügt war, sagte im Vorbeigehen zu mir: „Kommen Sie bald zurück und essen Sie mit Uns unter den Lorbeeren, die Sie allda erwarten, und die Sie und Ihr braves Regiment verdient haben!“

„Man kann wohl denken, daß an der Tafel von vielen besonderen Vorfällen dieser Bataille gesprochen wurde. Unter

andern kam die Rede auch auf das Regiment Bayreuth und besonders auf die Art, wie es reihenweise, den feindlichen Grenadieren beinahe unter dem Bart, über mehrere Gräben gesetzt hatte. Ich saß dem Könige gerade gegenüber, und als er mich fragte: Wie es möglich gewesen wäre, daß ich über so viele Gräben, einen hinter dem andern, in so guter Ordnung hätte setzen können, gab ich, indem ich den König auf den Herrn von Geßler, der ihm zur Seite saß, hinwies, zur Antwort: „„Sire, wenn man von einem so braven General, wie der Herr von Geßler ist, geführt wird, so ist man nie bei dem, was man vorhat, in Verlegenheit. Er ist es, dem wir unser Glück verdanken.““ — „Sie sind ihm auch die Pferde schuldig,“ erwiderte der König, „die Ich Ihnen geschickt habe. Denn, nachdem Ich seinen und des Prinzen Ferdinand von Braunschweig Bericht gehört hatte, habe Ich Mich gedrungen gefühlt, Ihnen die Pferde zu ersetzen, die Sie verloren haben. Aber welche Gnade möchten Sie sich wohl gegenwärtig von Mir erbitten?“ — „„Das Ordenskreuz pour le mérite, Sire, für die Kapitaine und den Grenadiermarsch für das Regiment.““ Der letztere wurde mir sogleich als ein Vorzug bewilligt; indessen haben sich die andern Dragoner-Regimenter ihn in der Folge auch zugeeignet.

„Nach dem Essen wollte ich mich so eben zu meinem Regiment verfügen, als ich den König, bloß von dem Marquis von Balori begleitet, ganz nahe bei mir bemerkte. „Grüßen Sie Ihre braven Officiere,“ sagte der König, „und danken Sie ihnen von Meinentwegen! Die Ordenskreuze, um welche

Sie Mich gebeten haben, will Ich Ihnen schicken, und die sechsundsechzig Fahnen nebst einem halben Adler sollen Ihrem Wappen beigefügt werden.“ — „„Setzen Sie noch zu dem Namen des Grafen von Chasot Hohensriedberg, Sire!““ sagte der Marquis. — „Gut,“ erwiderte der König, „Ich willige ein.“

Friedrich der Große würde auch an diesem Tage Alles zugestanden haben, worum ihn Chasot gebeten hätte. Denn es waren dazumal noch nicht die Ursachen zum Mißvergnügen vorhanden, die Chasot in der Folge nöthigten (was er sein ganzes Leben hindurch bedauern wird), den Preußischen Dienst zu verlassen. Auch hatten dazumal noch nicht gewisse Briefe Ludwigs XV. den König von Preußen gegen die Franzosen eingenommen.

Ich besorge einen Vorwurf, daß ich diesen Brief des Grafen von Chasot seinem ganzen Umfange nach vorgelegt habe. Er enthält freilich manche kleine und unbedeutende Umstände, aber eben diese Kleinigkeiten setzen zum Theil den wichtigeren Inhalt desselben in ein helleres Licht; sie machen uns mit der Art und Weise, wie er sich auszudrücken, sich zu unterhalten und die ihm vorkommenden Gegenstände anzusehen gewohnt war, bekannt, sie schließen uns manchen geheimen Winkel seines Herzens auf; und ich glaube daher, wenn nicht bei Allen, doch bei denen, die mit dem Verstorbenen in näheren Verhältnissen gestanden, wegen dieser unverkürzten Mittheilung eine hinreichende Entschuldigung zu finden.

Noch muß ich in Betreff dieser Bataille dem Briefe Chasots beifügen, daß der König einige Zeit nach der Schlacht der Mutter desselben ein Geschenk mit einer goldenen, reich mit Diamanten besetzten Dose machte und diesem ein Schreiben beilegte, worin es hieß: „Schon lange haben Sie ein Recht auf Meine Aufmerksamkeit wegen der Dienste gehabt, die Mir Ihr Herr Sohn geleistet hat. Die Mutter eines so braven und allgemein geschätzten Officiers kann von Mir nichts als Beweise eines aufrichtigen Wohlwollens erwarten.“

Unser Chasot war es auch, dem im Jahr 1745 der zur Sicherheit der Kommunikation der Lebensmittel so wichtige Posten von Skalitß, einer ganz offenen Stadt ohne Gräben und Mauern, mit sechshundert Bayreuther Dragonern, ebensoviel vom Regiment Möllendorff und zweihundert Zieten'schen Husaren anvertraut wurde, und er traf so gute Anstalten, daß mehrere Angriffe der Feinde zurückgeschlagen wurden. Sein Nachfolger, ein gewisser Oberster, der ihn nach einigen Wochen mit fünfzehnhundert Mann Infanterie ablöste, war nicht so glücklich. Er verließ sich auf seine Stärke, beobachtete nicht die gehörige Vorsicht, wurde überrumpelt und verlor die Hälfte seiner Mannschaft, sowie die Officiere ihre Bagage. Der König war unzufrieden, daß man Chasot nicht zu Skalitß gelassen hatte. Er schrieb an Dumoulin: „Der unglückliche Vorgang bei Skalitß ist Mir unbegreiflich. Winterfeld muß sich sogleich dahin begeben und jeden der Einwohner, die Chasot als Spione gedient und ihm so gute Dienste geleistet haben, besonders darüber befragen. Auch soll er Mir, sobald

er eine hinlängliche Garnison hineingelegt haben wird, davon Bericht erstatten. Wenn Chasot, den man nicht von diesem Posten hätte wegnehmen sollen, das Kommando darin wieder übernehmen will, so wird er Mir ein Vergnügen machen, und man kann seinen Dragonern noch etwas Infanterie und einige Kanonen beigesellen.“ Chasot hatte anfänglich keine Lust, sich dieser neuen Gefahr zu unterziehen, aber auf Winterfelds freundschaftliches Zureden entschloß er sich dazu. Er behauptete seinen Posten auch als ein Mann von Ehre. Der Feind wurde, wenn er ihn angriff, nicht nur mit blutigem Kopfe zurückgewiesen, sondern auch einst von ihm in einen Hinterhalt gelockt, wo er einige 30 Tode und 23 Gefangene verlor. St. André, ein Oesterreichischer Parteigänger, der, wenn er gut gegessen hatte, sich nicht immer der bescheidensten Ausdrücke bediente, sagte einst: Der Preußische Major, der zu Skalitß kommandire, sei ein Normann und Kenner von Pferden. Man habe ihm vor Kurzem ein doppeltes Gespann von Litthauischen Pferden geschickt, und diese wolle er nächstens ansehen. St. André hielt nicht Wort. Statt dessen aber kam sein Kammerdiener, aus der Normandie gebürtig, und ein anderer Bedienter, die in der Nacht desertirt waren, und brachten fünf dem St. André gehörige Pferde mit Sätteln, Decken und Pistolen mit. Chasot wollte diese Treulosen nicht sehen, kaufte ihnen ihre Equipage ab und ließ sie weiter reisen. Er schickte aber sogleich einen Trompeter an St. André ab, mit dem Erbieten, ihm seine ganze Equipage wieder zuzustellen, wenn er sie durch sichere Leute jenseits Kleinen-

Skaliß abholen lassen wolle. St. André dankte ihm höflich und bat sich nur ein Paar Pistolen, eine Decke und einen Sattel aus, die Chasot ihm denn auch durch einen Trompeter überbringen ließ.

Den 18. September erhielt er den Befehl, Skaliß zu räumen und sich mit dem General Dumoulin zu vereinigen, welches sich nicht leicht bewerkstelligen ließ, da die Armee des Königs bereits über die Elbe gegangen war und das Dumoulin'sche Korps schon bei Trautenau stand. Dem ohngeachtet zog er sich so gut aus dem Handel, daß er, ohne auch nur einen Mann zu verlieren, im Lager ankam.

Weniger glücklich war er bei Marschendorf, wohin Dumoulin nach der Bataille von Soor ihn mit sechshundert Dragonern und fünfzig Husaren abschickte, von welchen er aber vierhundertundsechszig Dragoner in's Lager zurückgehen ließ, weil er sie auf den schmalen Fußsteigen, die er zu passiren hatte, nicht gebrauchen konnte. Er langte zu Marschendorf an, brachte die wenigen Lebensmittel, die er aufstreifen konnte, zusammen und beorderte, daß solche so geschwinde wie möglich in's Lager von Soor geführt werden sollten. Indessen hatte der Oesterreichische Parteigänger Franquini, den man weit entfernt zu sein glaubte, die Gegend von Marschendorf nicht verlassen. Er sah Chasot ankommen, ließ ihn passiren und schnitt ihm darauf den Rückzug ab. Kaum hatte sich Chasot auf einer kleinen Anhöhe formirt, als er von der ganzen Masse der feindlichen Manen und Ungarn umgeben und angegriffen wurde. Er zog sich Anfangs in ziemlicher Ordnung

zurück, aber seine fünfzig Husaren, die ein Lieutenant anführte, der keinen Muth hatte, machten zum ersten Male links um und riefen im Fliehen, daß sie abgeschnitten wären. Mit einem Male bemächtigte sich auch seiner Dragoner ein panischer Schrecken. Sie suchten sich, so gut sie konnten, zu retten, und wurden von den Ulanen, die mit Lanzen bewaffnet waren, verfolgt. Vor einem engen Wege, durch den sie mußten, hatten sich zwei brave Dragoner gestellt, die sie hineinließen und dem Feinde den Eingang verwehrten. Sie langten endlich bei einer über den Trautenbach geschlagenen Brücke an, die schon von den Ungarn besetzt war. Hier entstand ein hartnäckiges Gefecht. Chasot erhielt einen Lanzenstich in's Gesicht, und sein Pferd bekam einen Schuß in den Hals. Sie drangen indessen durch und retirirten sich mit einem Verlust von achtzig Dragonern in das Lehwaldsche Lager. Die beiden Dragoner, denen Chasot das Leben verdankte, und die gefährlich verwundet waren, wurden von dem Könige ein jeder mit zehn Louisd'or beschenkt, und Chasot sorgte, so lange sie lebten, auf seine Kosten für ihren Unterhalt.

In der Bataille von Kesselsdorf, welche den 15. Dezember 1745 vorkam, kommandirte Chasot, weil der Prinz Georg von Holstein-Gottorp abwesend war, den linken Flügel der Preussischen Armee, auf welchem weiter keine Kavallerie als das Regiment Bayreuth sich befand. Diesem Regiment ward inzwischen keine Gelegenheit, sich hervorzuthun, gegeben. Zwar ließ Chasot sechshundert Dragoner absitzen, um eine feindliche Batterie von hinten anzugreifen; wie sie aber bei selbiger

ankamen, fanden sie solche schon von den Preußen besetzt und wurden noch dazu für ihren guten Willen, weil man sie für Sachsen hielt, mit einigen Flintenschüssen empfangen.

Nach der Schlacht nahm der König sein Hauptquartier in Dresden, und das Bayreuther Dragoner-Regiment wurde in die Neustadt verlegt. Hier war es, wo Chasot viele Klagen über Unordnungen, welche die Dragoner seines Regiments sich sollten haben zu Schulden kommen lassen, zu Ohren kamen, und, da er nicht Willens war, solche zu übersehen, so ließ er einen gewissen Major von Bronickowsky, der einigen Edelleuten und selbst aus einer Kirche Silberzeug und andere Sachen genommen hatte und eben jetzt auf dem Wege war, einen großen Train erobelter Kanonen nach der Grenze zu eskortiren, ablösen, nach Dresden kommen und daselbst arretiren. Er stattete sogleich dem Könige von diesem Vorfall einen ausführlichen Bericht ab; dieser aber, statt ihn zu lesen, drehte sich auf seinem Absatz herum und ging in sein Kabinet, diktirte auch den andern Morgen selbst die Ordre, daß der Major, den er von einem Husaren-Regiment zu den Bayreuther Dragonern versetzt hatte, seines Arrestes entlassen werden sollte. Der Major, der aus dieser Ordre erfuhr, daß Chasot die Ursache der ihm widerfahrenen Beschimpfung sei, dachte jetzt auf nichts als Rache; verhehlte es auch im Geringsten nicht, daß er die Absicht habe, ihn, wenn das Regiment sich trennen und in seine Garnisonen rücken würde, auf der Grenze anzugreifen. Wie gesagt, so gethan. Das Regiment begab sich nach dem Dresdener Friedensschlusse

auf den Rückmarsch, und obgleich der Graf von Schwerin, der das Kommando davon übernommen hatte, die Veranstaltung machte, daß die Escadron des Majors von Bronickowsky und die des Herrn von Chajot nie an einem Orte zusammentrafen: so konnte er doch solches nicht weiter als bis Basewalk verhindern, wo der General sein Standquartier hatte. Hier war es, wo Chajot, nachdem er seine Escadron nach Treptow vorausgehen lassen, mit einem Herrn von Birch, einem jungen und braven Officier, der die Gefahr kannte, die ihn bedrohte, und ihn nicht verlassen wollte, zurückblieb, um einem Picknick, das zur Ehre der Damen des Regiments gegeben wurde, beizuwohnen. Der Major befand sich auch auf diesem Picknick und betrug sich dabei so unbescheiden, daß er nicht nur die Gesellschaft unaufhörlich von seinen Heldenthaten, seinem alten Adel, seiner Stärke und allen denen, welche sein Heroismus schon in die andere Welt geschickt hätte, unterhielt, sondern auch dem Herrn von Chajot, den er immer mit dem Titel eines Französischen Marquis bezeichnete, in alle Winkel des Saales und zu allen Personen folgte, mit denen er zu sprechen hatte. Er ward zwar ruhig, als dieser ihm in's Ohr sagte: daß er sich nur bis morgen gedulden möchte, wandte sich aber gleich hernach auf eine höchst trotzige Art an den Herrn von Schwerin, und da Chajot glaubte, daß ihm ein so respektwidriges Betragen gegen seinen General nicht ungestraft hingehen dürfte, so faßte er ihn auf eine eben nicht sanfte Weise beim Arm. Jetzt verließ die ganze Gesellschaft das Zimmer. Chajot bot der Generalin von

Schwerin die Hand, und als er wieder zurückkam, fand er den wüthenden Major in selbigem allein. „Sie sind wohl hinausgegangen, um Ihren Sarg zu bestellen?“ redete dieser ihn an und gab ihm, indem er dies sagte, und noch ehe Chasot ziehen konnte, mit seinem Säbel einen Hieb über die rechte Schläfe, der tödtlich gewesen sein würde, wenn nicht Chasots silberne Hutschnalle die Gewalt desselben etwas verringert hätte. Nun zog auch Chasot, und bald kam der Vortheil auf seine Seite. Er trieb seinen Gegner im ganzen Saal herum, und schon wollte er, da er nur die Absicht hatte, ihn zu entwaffnen, ihm den Säbel aus der Hand reißen, als er ausglitt und durch diesen Zufall einen Hieb in den rechten Arm erhielt, der bis auf den Knochen drang. Der Schmerz, den ihm diese Wunde verursachte, brachte ihn so sehr in Hitze, daß er seinem Gegner mit einem Hieb die Hirnschale spaltete, sodaß dieser todt zu Boden fiel. Er setzte sich hierauf, sogleich nachdem er sich hatte verbinden lassen, mit dem Herrn von Birch und einem Chirurgen in seinen Wagen, fuhr nach seiner Garnison Treptow und begab sich von da an den Herzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Hof. Von hier aus schrieb er an den König: er bäte um keine andere Gnade, als daß Se. Majestät geruhen möchten, die Sache nach allen Umständen und mit aller Strenge untersuchen zu lassen, dabei aber auch Sich zu erinnern, daß Sie Selbst es wären, die zu diesem unglücklichen Vorfall die Veranlassung gegeben hätten. — Der König ließ ihm durch den General Winterfeld antworten: er möchte sich nur von seinen Wunden heilen lassen; das in

dieser Sache gefällte Urtheil solle ihm in der Folge bekannt gemacht werden. Das Urtheil erfolgte, und es fiel für ihn so günstig aus, daß er einhellig von dem zu Berlin niedergesetzten Kriegsgerichte losgesprochen wurde. Der König aber fand nicht für gut, es zu bestätigen, vielmehr schrieb er mit eigener Hand unter dasselbe:

„Auf ein Jahr nach der Festung Spandau!

Friederich.“

Hierwider ließ sich nun freilich nichts erinnern. Chasot begab sich in seinen Arrest, der ihm durch die besondere Fürsorge Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen von Preußen sehr angenehm gemacht wurde, und blieb daselbst bis zur Zurückkunft des Königs von Pyrmont, da er von demselben den schriftlichen Befehl erhielt, zu ihm nach Potsdam zu kommen. Chasot kam. In den ersten drei Tagen nahm der König bei Tische eine sehr ernsthafte Miene an. Chasot ebenso. Endlich platzte die Bombe. Der König kam auf den unglücklichen Vorfall, und als er daher Gelegenheit nahm, sich über die wilde Lebhaftigkeit der Franzosen lustig zu machen, so antwortete ihm Chasot, der keinen Spaß vertrug, wenn man von seiner Nation übel sprach, auf eine solche Art, daß der König seine Serviette auf den Tisch warf und sich schnell, ohne Abschied zu nehmen und ohne einmal Jemand anzusehen, in sein Zimmer begab. Die Gesellschaft entfernte sich. Alle tadelten laut die gar zu große Lebhaftigkeit des Chevaliers und waren für die Folgen besorgt. Nur er allein war am wenigsten bekümmert. Es dauerte auch nicht lange, so brachte

ihm ein Läufer des Königs den Befehl, zum Concert zu kommen, vorher aber bei dem Könige anzusprechen. Chasot ging sogleich hin. Beim Eintritt in das Zimmer kam ihm der König, den Hut auf dem Kopf und die Flöte unter dem Arm, entgegen und empfing ihn mit den Worten: „Ich habe Ihnen Zeit gelassen, Chevalier, sich zu beruhigen; nunmehr aber hoffe Ich das Geständnis von Ihnen zu erhalten, daß Ihre Hitze wohl nicht leicht weiter, als geschehen, getrieben werden konnte, und daß Ihre Lebhaftigkeit Mich so wenig geschont hat, daß jeder Andere, außer Mir, sie Ihnen so leicht nicht vergeben würde. Es ist nicht genug, ein ehrlicher Mann und braver Officier zu sein; man muß sich auch in der Gesellschaft zu mäßigen wissen und nicht gleich jede Kleinigkeit hoch aufnehmen.“ — „„Sire,““ antwortete Chasot, „„ich fühle, Sie haben Recht und ich Unrecht, und ich bitte deshalb um Verzeihung, aber zugleich ersuche ich Sie auf das inständigste, mir künftig die Reue über meine Hitze zu ersparen. Ich bin nicht Herr über mich, wenn Ew. Majestät Sich in meiner Gegenwart über die Französische Nation lustig machen.““ — „Was habe Ich denn von Ihrer Nation Übels gesprochen?“ versetzte der König. „Ich will die ganze Tischgesellschaft darüber befragen und es, daß Alle es hören, bei Ihnen entschuldigen, wenn man darin übereinkommen wird, daß Meine Absicht gewesen sei, Mich über die Franzosen aufzuhalten. Doch morgen mehr davon!“ Dieselbe Gesellschaft, die heute bei dem Könige gegessen hatte, war auch auf den folgenden Mittag nach seinem neuen Sanssouci eingeladen worden. Kaum hatte der König sich gesetzt,

so forderte er die Gesellschaft sammt und sonders auf, sich zu erklären, ob Jemand das, was er von der Französischen Nation gestern geäußert, so verstanden habe, daß er, wie man ihn doch beschuldige, sie habe lächerlich machen wollen? Jedermann schwieg oder antwortete mit Ausflüchten. „Nun,“ sagte der König hierauf, „da man Mich weder verdammen noch losprechen will, so halte Ich Mein Wort und bitte alle Franzosen um Verzeihung. Aber das werden Sie mir doch zugeben müssen,“ fügte er hinzu, indem er sich an den General B wandte, „daß der Chevalier gestern so aussah, als wenn er Mir den Teller an den Kopf werfen wollte?“ — „„Das ist nicht zu leugnen,““ erwiderte dieser, „„daß die Augen des Chevaliers eine gewisse Wuth verriethen.““ Chasot sah den General einen Augenblick steif an und sagte darauf ganz laut: „Nur von Ihnen, mein Herr, erwartete die Gesellschaft eine so gefällige Antwort.“ Der König veränderte die Farbe, äußerte aber sich nicht weiter darüber, als daß er zu dem Herzoge von Braunschweig sagte: „Chasot wird doch nie seine Lebhaftigkeit ablegen. Sie ist stärker als er.“

Bald war Alles vergessen und vergeben. Chasot stand wie vorher bei dem Könige in Gnaden, als eine Begebenheit, woran er aus Mitleid gegen eine unglückliche Familie, und weil er soeben erst in einer gleichen Lage gewesen war, Theil nahm, sie ihn auf ein Haar wieder hätte verschertzen lassen.

Es kam nämlich darauf an, das Leben eines jungen Menschen zu retten, der von Familie war und einen sehr begüterten Vater hatte, den der Verlust seines einzigen ge-

liebten Kindes gewiß in's Grab gestürzt haben würde. Dieser junge Mann, ein Page des Königs, hatte das Unglück gehabt, einem andern Page, der der angreifende Theil war, in einem Duell das Leben zu nehmen; und der König, der ein abschreckendes Beispiel geben wollte, hatte beschlossen, ihn mit dem Tode bestrafen zu lassen. Beide Königinnen hatten für ihn um Gnade gebeten, aber vergebens. Chasot ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er suchte bei dem Könige um ein besonderes Gehör nach und erhielt es. Auf die Frage des Königs: Worin sein Anliegen bestehe? antwortete Chasot: „Vorläufig muß ich Ew. Majestät um Geduld bitten, mich anzuhören und mir ein Beispiel der Mäßigung selbst zu geben, die Sie so oft mir an's Herz zu legen geruht haben.“ — „Nun,“ erwiderte der König, „erklären Sie sich!“ — „Sie wissen, Sire,“ fuhr Chasot fort, „daß ich das Unglück gehabt habe, mir Ihre Ungnade dadurch zuzuziehen, daß ich, um mein Leben zu retten, einem Manne das seinige nahm, den Sie immer für den bravsten in Ihrer Armee gehalten haben. Sie erinnern Sich aber auch, daß das Kriegsgericht, welches ich mir zur einzigen Gnade von Ihnen erbat, mich mit einhelliger Stimme freisprach und ich es Ihrer Güte und Gerechtigkeit zu verdanken habe, daß ich nur eine kurze Zeit in Spandau habe zubringen dürfen. Doch, Sire, was hülfte mir Ihre Verzeihung, was Ihre mir wieder zugewandte Gewogenheit, wenn Sie mich zum zweiten Mal und strenger als das erste Mal dadurch bestrafen wollten, daß Sie einen jungen Menschen als Opfer dahingeben, der nicht strafbarer

ist, als ich es war, daß Sie über ihn als ein unverföhnlicher Richter, mit Hintenansehung aller gerichtlichen Formen, entscheiden wollen, unterdessen seine Kameraden eidlich zu bezeugen erbötig sind, daß er der beleidigte, verfolgte und angegriffene Theil war und nur vertheidigungsweise seinem Gegner den tödtlichen Stoß beigebracht hat. Erklären Sie Sich hieraus zum Theil die traurige und nachdenkende Miene, worüber Sie mir seit einigen Tagen so manche Vorwürfe gemacht haben. Um Gottes willen, Sire, um Ihrer Selbst willen hören Sie nicht auf, menschlich gesinnt, hören Sie nicht auf, ein Vater und Beschützer braver Leute zu sein! Vergeben Sie Ihrem Pagen oder schicken Sie mich sogleich in Arrest! Ich würde mir ewig einen Vorwurf daraus machen, wenn dieser junge Mensch den Manen des Bronickowsky aufgeopfert und ich die alleinige Ursache des Unglücks seiner ganzen Familie würde.“

— „Das wäre es also, was Sie Mir zu sagen hätten?“ antwortete der König und wollte sich in sein Kabinet begeben. Aber Chajot stellte sich mit den Worten vor die Thüre: „„Nein, Sire, ich lasse Sie nicht eher hinaus, bis Sie mich gewürdigt haben, mir ein Ja oder Nein zur Antwort zu geben, und dann will ich Ihnen die Mühe ersparen, Ihre Garde zu rufen, um mich nach Spandau zu führen. Viel lieber will ich dahin zurückkehren, als ein Zeuge Ihrer Ungerechtigkeit und Grausamkeit sein. O, Sire,““ fuhr er fort, indem er dem Könige zu Füßen fiel und seine Hand nahm, „„schlagen Sie mir nicht, da Sie mich zum ersten Mal zu Ihren Füßen sehen, die Begnadigung Ihres Pagen ab, oder

erlauben Sie mir gütigst, Ihnen zum letzten Mal die Hand zu küssen und Ihnen für alles das Gute, das Sie mir erwiesen haben, zu danken!““

Der König, der während dieses ganzen Auftritts zwei bis drei Mal die Farbe verändert hatte, hieß den Chevalier aufstehen und sagte, nachdem er mit den Händen auf dem Rücken wieder an seinen vorigen Platz vor dem Kamin gegangen war und sich etwas von seiner Bestürzung erholt hatte, zu Chasot: „Sie müssen Mich sehr gut kennen und eben so sehr von Meiner Geduld und Nachsicht in Betreff Ihrer überzeugt sein, daß Sie es haben wagen dürfen, Mir Gewalt anzuthun und Mir den Ausgang aus diesem Zimmer zu verwehren. Glauben Sie wohl, daß ein Prinz in ganz Deutschland gutmüthig genug sein werde, zu dulden, daß man ihn in seinem eigenen Zimmer ungestraft beschimpfe? Nein, Chevalier, Sie treiben Ihre Freiheit bisweilen zu weit, und Ihre Lebhaftigkeit läßt Sie zum öftern die Grenzen des Anstandes selbst bei denen überschreiten, die Sie, weil Sie ihrer benöthigt sein könnten, schonen müßten. Bin Ich es Selbst, der Sie verdorben hat, so habe Ich Mir einen Vorwurf mehr zu machen. Doch sagen Sie Mir aufrichtig: Wer hat Ihnen den Auftrag gegeben, sich so ernstlich für Meinen Pagen zu verwenden?“

Chasot versicherte auf sein Ehrenwort, daß keine lebendige Seele darum gewußt, daß bloß seine Anhänglichkeit an den König und der Wunsch, ihn eine Handlung nicht begehen zu lassen, vor der er zurückgeschauert sei, ihn vermocht habe,

um diese Audienz zu bitten. „„Gern,““ fügte er noch hinzu, „„will ich zu jeder Zeit mein Leben zur Erhaltung des Ihrigen hingeben, Sire, aber es kann mir nicht gleichgültig sein, was man von Ihnen urtheilt, und ich halte es für meine Schuldigkeit, Ihnen unter vier Augen Alles, was Ihrem guten Rufe nachtheilig ist, vorzulegen.““ — „So müßte man denn, Ihrer guten Absicht wegen, Ihnen Alles nur so hingehen lassen?“ erwiderte der König. „Nun gut! um Sie zu beruhigen, soll der Page begnadigt werden; doch müssen Sie Mir auf Ihr Ehrenwort versprechen, daß Sie innerhalb acht Tagen von dem, was zwischen uns vorgefallen ist, gegen keinen Menschen, er sei wer er wolle, etwas äußern wollen. Denn Sie sollen wissen, daß Ich selbst der Königin-Mutter die Begnadigung des Pagen abgeschlagen habe.“ — „„Ach,““ sagte Chasot, „„die Königin, die beste aller Mütter, ist von Ihrer Bärtlichkeit für sie hinlänglich überzeugt und weiß wohl, daß Sie Gründe haben müssen, die Ihnen nicht erlauben, ihr sogleich die Begnadigung zuzugestehen, um welche ihr weiches Herz Sie ersucht hat.““ — „Genug,“ versetzte der König hierauf, „verlassen Sie Mich jetzt und kommen Sie um sechs Uhr zum Concert wieder!“

So endigte diese Unterredung, und die Folge davon war, daß der Page auf dem Platze, wo er enthauptet werden sollte, begnadigt wurde. Auch hatte diese Begebenheit keinen nachtheiligen Einfluß auf die günstigen Gefinnungen des Königs für Chasot. Er war nach wie vor um den König und mußte ihn, wie er einige Tage hernach nach Schlesien

reiste, um die dortigen Regimente die Revue passiren zu lassen, begleiten.

In den Jahren 1747, 48 und 49 war der König so zufrieden mit den Manövern des Regiments Bayreuth, daß auf seinen Befehl viele Officiere anderer Kavallerie-Regimente sich nach Bayreuth, wo das Hauptquartier des Regiments war, begeben mußten, um sich dorten darin unterrichten zu lassen. Zu Ende des Jahres 1749 bekam Chasot den Auftrag vom Könige, sogleich nach Schwerin und Strelitz zu reisen, um mit beiden Höfen wegen der Überlassung von drei Bataillons Infanterie zu negociiren, welche bei entstehendem Kriege die Brandenburgischen Grenzplätze besetzen sollten. Er begab sich, sobald er sein Creditiv und die Bedingungen, welche von dem Könige eigenhändig unterschrieben waren, erhalten hatte, ungesäumt an Ort und Stelle; es zogen sich aber die Unterhandlungen aus Ursachen, die der König nicht mißbilligen konnte, etwas in die Länge, und, obgleich Chasot seinen Zweck nicht völlig erreichte, so bezeugte sich der König doch mit dem Ausgange des Geschäftes sehr zufrieden.

Im Jahre 1750 ließ der König das bekannte glänzende Carroussel veranstalten, welches eine außerordentliche Menge von Fremden nach Berlin zog. Es bestand aus vier Quadrillen, wovon die erste die Römer und die übrigen die Griechen, die Cartagenienser und die Perser vorstellten. Die erste erforderte den mehrsten Aufwand und wurde von Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen angeführt. Auf ausdrücklichen Befehl des Königs wurde Chasot dieser

zugetheilt; ein Umstand, der in Vergleichung mit einigen andern Verfügungen dieser Art es Chasot sehr wahrscheinlich machte, daß der König es wohl nicht ungern sehen würde, wenn er in seinen Staaten Schulden contrahirte, um ihn alsdann ganz von seiner Gnade und Freigebigkeit abhängen zu lassen. Dazu aber hatte Chasot keine Lust. Er suchte sich aus seiner Verlegenheit so gut, wie möglich, zu ziehen, und das Mittel dazu war, daß er sich aus Dresden eine Menge falscher Diamanten, welche für das dortige Theater bestimmt waren, insgeheim zu verschaffen wußte und sich dadurch in den Stand setzte, keinem der übrigen Ritter an Glanz und äußerer Würde nachstehen zu dürfen.

Der größte Nachtheil, den ihm diese Feierlichkeit brachte, war eine Krankheit, wovon er Anfangs nicht zu genesen glaubte. Die außerordentliche Hitze, die um diese Jahreszeit herrschte, die häufigen Vorübungen, die beständige Begleitung des Königs, der in der größten Mittagshitze, ohne sich über Hitze zu beklagen, zwei Meilen zu Pferde in vollem Jagden machte, und die ausgesuchten Früchte, die Chasot in großer Menge an der Tafel der Markgräfin von Bayreuth, bei welcher der König, wie er zu Berlin war, alle Tage zu Mittag aß, zu sich nahm, zogen ihm ein heftiges Fieber zu, womit er von Berlin abreiste und zu Strelitz anlangte. Acht Tage nach seiner Ankunft daselbst schickte der König ihm den bekannten la Mettrie, der ihm, unter dem Beistande eines andern königlichen Arztes, durch seine Sorgfalt, Geschicklichkeit und aufgeräumtes Wesen wieder zu seiner Gesundheit verhalf. Dieser

La Mettrie war ein Wollüstling von der ersten Art. Eine gute Tafel und gute Gesellschaft war für ihn von großem Werth. Dem Vornehmen versagte er seinen Beistand, der Geringere schickte zu keiner Zeit vergebens. Einst sah Chasot ihn augenblicklich ein köstliches Abendessen verlassen, um im Schneewetter, mit Schuh und Strümpfen, einem armen gefährlichen Kranken zu Hülfe zu eilen. Seine Einkünfte widmete er zur Hälfte den Nothleidenden, zur Hälfte seinem Vergnügen. Die Lebhaftigkeit seines Geistes hatte nicht ihres Gleichen. Er nahm es zu gleicher Zeit mit Voltaire, Mairperruis, d'Argens und Algarotti auf und ließ ihnen keine Zeit zu antworten, so daß auch Voltaire von ihm sagte: Dieser Mann würde zwar für einen Bückling den Teufel von allen seinen Krankheiten heilen, ihn aber auch mit seinem Überfluß von Worten toll und rasend machen.

Es war eine der Eigenthümlichkeiten des Königs, daß es bei jeder großen Revue immer ein oder zwei Regimente gab, womit er nicht zufrieden sein wollte; und man wußte es schon vierzehn Tage zum Voraus, welches Regiment sein Tadel treffen würde. Bei der Musterung, welche im Jahr 1751 bei Berlin gehalten wurde, fiel dies Loos dem Regiment Bayreuth allein zu. Schon daraus konnte man die Gesinnungen des Königs gegen dieses Regiment wahrnehmen, daß es nicht durch die Hauptstraßen von Berlin in's Lager gehen durfte, sondern auf Nebenwegen und über drei hölzerne Brücken, wovon die letztere eine Zugbrücke war, welche nur zwei Mann in jedem Gliede zu gehen erlaubte. Chasot ließ

seine fünf Escadrons in vollem Galopp über diese Brücke passiren, so daß sie zerbrach und für einige Tage nicht zu gebrauchen war. Der König, der bis jetzt noch das Regiment mit seinem Tadel verschont hatte, nahm hiervon Gelegenheit, sich an Chasot mit den Worten zu wenden: „Ihre Pferde, Herr von Chasot, scheinen sich vor einer Zugbrücke zu fürchten.“ — „Das kann sein, Sire,“ antwortete Letzterer, „denn in unsern Garnisonen giebt es keine solche Brücken; auch sind es nur die jüngeren Pferde, die sich fürchten. Desto besser haben die, welche bei Hohenfriedberg gewesen sind, sie gelehrt, Gräben zu überspringen.“ Der König lächelte, wie man sagt, näherte sich aber in der Folge dem Herrn von Schwerin mit den Worten, welche er ihm in's Ohr raunte: „Sagen Sie mir doch, warum geht Chasot so oft nach Mecklenburg, und wer giebt ihm die Erlaubnis, sich so lange von seinem Regiment zu entfernen?“ Schwerin antwortete: Er wäre theils genöthigt, in Mecklenburg die Rekruten in Empfang zu nehmen, womit ihm die beiden dortigen Höfe ein Geschenk machten, theils hätte sein Aufenthalt allda, und zwar sein längster, einen kleinen Auftrag betroffen, den, wie er ihm erzählt, Se. Majestät ihm selbst an die genannten Höfe gegeben hätten. „Und dies alles glauben Sie?“ versetzte der König und entfernte sich, ohne dem Herrn von Schwerin zu einer weiteren Erklärung Zeit zu lassen. Chasot, den Schwerin von dieser Unterredung benachrichtigte, fand sich durch diese Worte äußerst beleidigt. Seiner Meinung nach lag darin kein anderer Sinn, als: Chasot hat Sie hintergangen; und

Sie konnten schwach und gefällig genug sein, dem, was er Ihnen sagte, Glauben beimessen? Dulden Sie doch dergleichen Unordnungen nicht, bedienen Sie sich Ihres Ansehens als General und Kommandant des Regiments und überwerfen Sie sich eher mit ihm, als daß Sie sich von ihm hinter's Licht führen lassen! — Chasot hatte überdies noch die von dem Könige eigenhändig unterzeichneten Papiere, die Mecklenburgische Negociation betreffend, in Händen und konnte sich also rechtfertigen. Er wollte daher sogleich an den König schreiben und ihm seine Empfindlichkeit über das Vorgefallene zu erkennen geben; auf Anrathen des Herrn von Schwerin aber unterblieb es. Doch bewirkte diese Äußerung des Königs, daß er den festen Entschluß faßte, ihm nicht weiter zu dienen.

Am Abend vor dem großen Manöver ließ der König bekannt machen, daß er am andern Morgen zeitig mit seiner Infanterie aus Berlin rücken und sie draußen in ein längliches Viereck formiren werde. Wer von seinen Kavallerie-Officieren alsdann Lust habe, in dieses Viereck einzubrechen, möge sein Heil versuchen. Es werde ihm lieb sein, wenn er seinen Zweck erreiche. Chasot, der an diesem Tage die auf dem linken Flügel postirten zehn Escadrons Bayreuther Dragoner kommandirte, weil der General Schwerin zu der Kavallerie auf dem rechten Flügel mußte, konnte wegen eines ihm zugestoßenen heftigen Fiebers anderthalb Stunden hindurch nur ein Zuschauer der vergeblichen Versuche sein, welche die andern Kavallerie-Regimenter machten, das Viereck zu durchbrechen. Wie das Fieber schwächer wurde, legte auch er

Hand an's Werk. Er bemerkte, daß die Grenadiere der rechten Flanke, um seine Dragoner abzuhalten, der ersten immer vorrückenden Linie des Quarré's nicht so geschwinde folgen konnten, daß nicht dadurch zu Zeiten eine Lücke hätte entstehen sollen; und, ehe man sich es versah, war er mit seinen Escadrons mitten im Viereck. Mit eben der Entschlossenheit benutzte er eine Öffnung, die ihm die zweite Linie der Infanterie darbot, sich wieder herauszuziehen. In vollem Galopp drang er durch selbige, und in einer Entfernung von hundert Schritt waren seine Leute wieder formirt. Dem Könige gefiel sein Benehmen so, daß er ihm nicht nur durch seinen General-Adjutanten, den Herrn von Buddenbrock, sagen ließ: es freue ihn sehr, daß sein Zögling allein das Glück gehabt habe, sein Quarré zu durchbrechen, sondern ihm auch an der Mittagstafel, wohin er ihn hatte einladen lassen, öffentlich seine Zufriedenheit darüber bezeugte. Nach aufgehobener Tafel mußte er dem König in sein Zimmer folgen, wo derselbe ihm zwei große Gläser mit Medizin zeigte, die er, um ihm das Fieber zu vertreiben, von dem berühmten Cothenius hatte verschreiben lassen. Chasot nahm diese Gelegenheit wahr, mit dem Könige über das, was er in Ansehung seines Aufenthalts in Mecklenburg zum General von Schwerin gesprochen hatte, zu reden, und zog zu seiner Rechtfertigung das von dem Könige unterzeichnete Papier aus der Tasche. Der König wollte es nicht lesen und antwortete bloß: Seine Absicht sei bei der Unterredung mit Schwerin keine andere gewesen, als zu erfahren, ob ihm die Negociation wegen der drei Bataillons bekannt

sei. Übrigens solle von dieser Sache nicht weiter gesprochen werden. Chasot lenkte hierauf das Gespräch auf die Wunden, die er zu verschiedenen Zeiten erhalten habe, und die unangenehmen Zufälle, denen sie ihn noch jetzt aussetzten. Er stellte dem Könige vor, wie die Ärzte es für nothwendig erachteten, daß er sich einige Monate in Frankreich aufhalte, und bat ihn um die Erlaubnis, seine Familie in der Normandie, nach einer Abwesenheit von zweiundzwanzig Jahren, auf einige Zeit besuchen zu dürfen. „Das Fieber,“ erwiderte der König, „ist ein trauriger Reisegefährte. Sorgen Sie erst, daß Sie wieder hergestellt werden! Ich will Ihnen den Chirurgus Coste, einen geschickten Mann, der bei Ihnen bleiben soll, mitgeben; und sobald es gewiß ist, daß Sie die Beschwerden der Reise werden ertragen können, steht es in Ihrem Belieben zu reisen, wann Sie wollen.“ Ein Page brachte hierauf dem Könige, der in seinem neuen Phaethon ausfahren wollte, Degen, Stock und Handschuhe und ward beordert, die Gläser des Cothenius in den Wagen zu setzen. Vor dem Schlosse wollte Chasot Abschied nehmen, aber er mußte sich nicht nur auf Befehl des Königs zu ihm setzen und ihn nach seinem Absteige-Quartier, das in dem Hause einer einige hundert Schritte von dem Hallischen Thor wohnenden Wittwe war, begleiten, sondern er ließ ihn auch in eben diesem Wagen nach seinem Lager und bis an sein Zelt bringen.

Nach geendigtem Manöver ging das Bayreuther Regiment wieder in seine Garnison. Chasot nahm den Chirurgus des Königs mit sich, und innerhalb drei Wochen hatte ihn sein

Fieber verlassen, und er fand sich im Stande, von der Erlaubnis des Königs, „zu reisen, wann er wolle“, Gebrauch zu machen. In der Überzeugung, daß es nun keiner Formalitäten weiter bedürfe, ging er nach Berlin und ließ den König durch Maupertuis, welcher ihm beim Einpassiren begegnete, wissen, daß er morgen kommen und seine Aufträge, die er ihm etwa nach Frankreich mitzugeben hätte, entgegennehmen würde. Der König hatte unterdessen seine Meinung geändert. Auf seinen Befehl mußte der Graf von Haack, als Kommandant von Berlin, Chasot seinen Degen abfordern und ihm dabei anzeigen lassen, daß er im Arrest sei und zu seinem Regiment zurückkehren solle. Chasot gab seinen Degen ab, aber mit Ausdrücken, die hinlänglich zu erkennen gaben, wie sehr ihm diese Beschimpfung zu Herzen gehe. Zugleich versicherte er, daß er, sobald ihn sein Fieber, wovon er einen neuen Anfall bekommen, verlassen haben werde, welches jedoch erst den nächsten Morgen ungefähr um drei Uhr sein dürfte, abreisen wolle. Der Graf von Haack bestand auf seine augenblickliche Rückkehr und ließ ihn zuletzt bedrohen, daß, wenn er nicht auf der Stelle reisen würde, er vierundzwanzig Grenadiere schicken wolle, die ihn mit Gewalt in den Wagen heben sollten. Hier riß Chasot der Faden der Geduld. Mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit ließ er ihm zurückjagen: Er erwarte seine Grenadiere und ihn selbst, wenn er so brav als roh und unverschämt wäre, an ihrer Spitze. Er würde ihn zwar mitten im Fieber, doch vorbereitet genug finden, ihn wohl zu empfangen. Die Sache hätte von Folgen sein können,

wenn nicht die Gemahlin des Grafen von Haack sich in's Mittel gelegt und durch die Vorstellung, daß eine zu wörtliche Auslegung des Königlichen Befehls den größten Nachtheil für ihn selbst haben dürfte, ihren Mann bewogen hätte, seinen Vorsatz zu ändern. Chajot reiste darauf am andern Morgen ab.

Nachdem er sich über sieben Wochen wieder bei seinem Regiment aufgehalten hatte, bekam er endlich von dem Könige die Erlaubnis, nach Frankreich zu reisen, doch mit dem Befehl, über Potsdam zu gehen und sich nicht in Berlin aufzuhalten. Er langte zu Potsdam an. Erst nach Verlauf von drei Tagen ließ der König ihn Abends um fünf Uhr zu sich auf's Schloß rufen, wo er ihn, den Hut auf dem Kopf, mit den Worten empfing: „Sie haben sich also, mein Herr, fest entschlossen, in Ihr schönes Vaterland zurückzukehren?“ — „„Ew. Majestät,““ erwiderte Chajot, „„haben es mir erlaubt, und meine Gesundheit macht mir eine Veränderung der Luft nothwendig.““ — „Ich verstehe Sie,“ erwiderte der König, „thun Sie sich weiter keinen Zwang an; reisen Sie, mein Herr, und bleiben Sie, wenn Sie wollen, da, wohin Ihre Wünsche Sie führen, und wo man Sie erwartet. Die bei Meinen Truppen eingeführte Dienstordnung fängt an, Ihnen zu mißfallen. Ich wünsche, daß Sie es in Frankreich besser finden mögen!“ Chajot antwortete mit einem ehrfurchtsvollen Bückling, eilte schnell nach der Thüre und machte, da der König warm wurde, um nicht noch mehr zu hören, selbige hinter sich zu.

Der Gedanke, daß er sich in Betreff des Königs keinen

Vorwurf zu machen habe, ließ ihn eine Freude empfinden, die über allen Ausdruck ging; weil er aber besorgte, daß der König seinen Entschluß ändern und ihn in Potsdam zurückhalten möchte, so traf er die Veranstaltung, daß er noch an demselben Abend abreißen konnte, fuhr um neun Uhr vor den Fenstern des Königs, der um diese Zeit dem Konzert bewohnte, in aller Stille vorbei und betrieb seine Reise so schnell, daß er sich am folgenden Morgen um sechs Uhr schon in einem großen Sächsischen Dorfe befand, wo er sich von seiner Besorgnis, die ihn, so lange er sich noch in den Preussischen Staaten befand, immer begleitet hatte, erholte. Die freie Luft, die er nun einathmete, hatte einen solchen Einfluß auf seinen Körper, daß seine Gesundheit sich zusehends verbesserte. Er reiste jetzt nur bei Tage und hielt sich in allen großen Städten auf, die er schon seit langer Zeit zu sehen gewünscht hatte. In Lüneville machte er dem Könige Stanislaus seine Aufwartung, doch ohne daß er ihn etwas von seiner Absicht, den Preussischen Dienst zu verlassen, merken ließ. Noch immer hatte er Zufälle, die ihn oft dreimal an einem Tage mit den heftigsten Schmerzen, die indessen glücklicher Weise nur einen Augenblick dauerten, zu Boden warfen. Er zog deshalb zu Paris den berühmten Astruc und noch verschiedene andere geschickte Wundärzte zu Rathe, deren Gutachten, welches er sich schriftlich von ihnen geben ließ, dahin ging, daß diese durch seine Kopfwunden verursachten Zufälle, welche noch schlimmere fürchten ließen, es nothwendig machten, daß er je eher je lieber die Bäder und eine Kur von einigen

Wochen gebrauche, nach deren Verlauf er die Luft seines vaterländischen Bodens einathmen und daselbst, bis daß er seiner völligen Genesung gewiß sei, ein sehr ruhiges und mäßiges Leben führen müsse.

Ludwig XV., der von den Gesundheitsumständen Chasots und dem, was die Ärzte in Betreff derselben verordnet hatten, unterrichtet wurde, willigte nicht nur ein, daß er sich bei seinen Verwandten und Freunden in der Normandie aufhalten durfte, sondern schrieb auch darüber an den König von Preußen und ersuchte ihn, Chasot die Demission aus seinen Diensten zu ertheilen. Dieser Brief aber setzte den König in so üble Laune, daß er Chasot sogleich seine Pensionen nahm und verbot, so wenig Chasots Namen als die Namen Derer in den Berlinischen Zeitungen zu erwähnen, die seine Drosteien und Pensionen wieder erhalten hatten.

Chasot fing indessen seine Kur an und hatte das Glück, daß der Schwindel, der ihn bisher so oft befallen, sich innerhalb sechs Wochen gänzlich verlor. Er ging darauf in Begleitung seiner Mutter von Paris nach Caën ab, das er seit zweiundzwanzig Jahren nicht gesehen hatte. Hier und zu Mehaudin, einem Gute seines älteren Bruders, nicht weit von Argentan, verlebte er in dem Schoße seiner Verwandten und Freunde einige Zeit hindurch die vergnügtesten Tage; doch mußte er sich wieder von ihnen trennen, weil seine Angelegenheiten ihn nach Deutschland zurückriefen. Seinen Vorsatz, England vorher zu besuchen, konnte er nicht ausführen, weil Geschäfte ihn nöthigten, über Amsterdam zu reisen; er benutzte

aber diese Gelegenheit, die vorzüglichsten Städte in Flandern, Brabant und Holland in Augenschein zu nehmen. Über Osnabrück, Minden und Harburg ging er nach Hamburg, das ihn wegen der zurückgelegten schlechten Wege hinlänglich entschädigte, und von da nach Mecklenburg, wo er einige Maulbeer-Plantagen hatte, die schon anfangen, zu gedeihen. Nach einiger Zeit machte ihm der Herzog von Braunschweig die annehmlichsten Anerbietungen, wenn er in seine Dienste treten wolle; er schlug sie aber aus, weil er unter einer republikanischen Verfassung zu leben wünschte.

Dieser Wunsch trug denn auch dazu bei, daß Chasot den vor dem Burgthore der Kaiserl. freien Reichsstadt Lübeck belegenen sogenannten Ackerhof ankaufte, den er in der Folge Marly kaufte, und wurde völlig befriedigt, als ihm im Jahre 1759 die Kommandanten-Stelle in Lübeck übertragen wurde. Lübeck wurde nun, wie er sich selbst ausdrückt, sein zweites Vaterland, und er liebte es und sein Marly so sehr, daß, als die Kommandanten-Stelle in Hamburg durch den Tod des Generals Janus von Eberstädt 1772 erledigt wurde und der Französische Hof ihm durch den Grafen von Bergennes antragen ließ, daß er sich für ihn verwenden wolle, wenn er seinen Platz zu wechseln geneigt sei, er dieses großmüthige Anerbieten von sich ablehnte.

Während seines Aufenthaltes in Lübeck wandte auch Friedrich II. ihm sein auf eine kurze Zeit entzogenes Wohlwollen wieder zu. Schon im Jahr 1756 hatte Chasot zu ihm kommen und fünf volle Monate bei ihm zubringen müssen.

Im Jahr 1761 erwies er ihm die Ehre, bei seinem ältesten Sohne Gevatter zu stehen, und sein Minister beim Niedersächsischen Kreise, der Herr von Hecht, mußte auf seinen besondern Befehl nach Lübeck reisen, das Kind über die Taufe zu halten. Auch ließ ihm der König, wie der Graf von Haack, Kommandant von Berlin; gestorben war, das durch seinen Tod erledigte Infanterie-Regiment oder, im Fall er solches lieber wolle, die Ober-Jägermeister-Stelle anbieten; er schlug aber Beides aus: Ersteres unter Anderem, weil er sich gegen den Prinzen von Lobkowitz auf eine etwas zu übereilte Weise verpflichtet hatte, nicht wieder in Preussische Militär-Dienste zu gehen, und Letzteres, weil er nicht vermögend genug war, den großen Aufwand zu bestreiten, den diese Stelle erforderte.

Als der Graf von St. Germain Kriegsminister in Frankreich geworden war, machte Chasot, von demselben dazu aufgefordert, im Jahr 1776 abermals eine Reise nach Frankreich. In Versailles blieb er fünf Monate und wußte sich die günstigen Gesinnungen des Hofes in dem Maße zu erwerben, daß Ludwig XVI. ihm nicht nur ein Geschenk von zweihundert Louisd'or, als einen Ersatz für die aufgewandten Reisekosten, machte und ihm das Gehalt, das er aus Frankreich bisher bezogen hatte, auf Lebenszeit bis zu der Summe von zwölftausend Francs jährlich vermehrte, sondern auch seine beiden Söhne bei dem Kavallerie-Regiment Royal-Allemand anzustellen versprach. Nachdem er zu Versailles auch mit dem General Dumourier, der dazumal nur Oberst war und in der Folge

sich als Sieger bei Gemappe so vortheilhaft auszeichnete, Bekanntschaft gemacht hatte, ging er nach der Normandie, hielt sich eine Zeitlang daselbst bei seinen Verwandten auf und reiste von da nach Dieppe, wo ihm durch die Fürsorge des Kriegsministers, Prinzen von Montbarren, die Bestallung für seine beiden Söhne, welche zu Lieutenants bei der Kavallerie ernannt waren, eingehändigt wurde. Von Dieppe schiffte er nach England über, landete, nachdem er sechsunddreißig Stunden auf offenem Meere hatte zubringen und in dieser Zeit alle die Unbequemlichkeiten einer ersten Seereise empfinden müssen, zu Brighthelmstone und reiste von da in seinem eigenen Fuhrwerk nach London ab. Hier wurde er durch den Kaiserlichen Ambassadeur, Grafen von Belgiojoso, dem Könige und in der Folge auch der Königin vorgestellt, die sich mit ihm auf das freundschaftlichste unterhielten. Er besah London und dessen umliegende Gegenden, besuchte den Minister von Alvensleben zu Ham-common und bestieg darauf, nachdem er von der Königlichen Familie Abschied genommen hatte, ein zu Boston in Amerika gebautes, schnellsegelndes Schiff, das ihn aber nach einer langsamen Fahrt, die durch Windstille und conträre Winde verursacht wurde, nach Hamburg brachte. Der Französische Minister, Baron de la Housse, machte ihm seinen Aufenthalt allhier sehr angenehm, räumte ihm ein eigenes Zimmer in seinem Hôtel ein und überraschte ihn mit seinen beiden Söhnen, die er, um sein Vergnügen zu vermehren, ohne sein Vorwissen hatte aus Lübeck kommen lassen. Sein Abschied von seinem freundschaftlichen Wirth und dessen

geistvoller Gattin würde ihm noch schmerzhafter geworden sein, wenn er nicht Lübeck und seinem Marly entgegengeeilt wäre. Glücklich und wohl langte er am 19. November wieder zu Lübeck an und vergaß allhier in den Armen seiner Freunde bald die Beschwerden, die sich auf dieser Reise mit unter die angenehmeren Vorfälle derselben gemischt hatten.

Mit eigener Hand lud ihn Friedrich II. im Jahr 1780 ein, den Winter bei ihm in Berlin und Potsdam zu verleben und seine beiden Söhne, die der König von Frankreich, den einen in seinem siebenzehnten und den andern in seinem sechszehnten Jahre zu Kapitänen bei der Kavallerie befördert hatte, und die soeben aus Frankreich gekommen waren, mitzubringen. Die jungen Chajots wußten die Gunst Friedrichs so sehr zu gewinnen, daß der Vater auf dessen Befehl an den Kriegsminister, Herrn von Montbarrey, schreiben mußte, um zu erfahren, ob der König von Frankreich wohl geneigt sein möchte, sie ihm in seine Dienste zu überlassen. Ludwig XVI. genehmigte diesen Antrag in den verbindlichsten Ausdrücken. Er wolle hoffen, hieß es in der Antwort, die er durch den Herrn von Montbarrey geben ließ, daß die Söhne sich der Güte des Königs würdig machen und in die Fußtapfen ihres Vaters treten würden, mit dem der König, dem Ansehen nach, immer so sehr zufrieden gewesen wäre.

Zum letzten Male besuchte Chajot den König im Jahr 1784 auf einige Monate und wurde während seines Aufenthalts bei ihm auf die ausgezeichnetste Weise behandelt. Er mußte ihm bei der Tafel immer zur Seite sitzen und jeden Abend

von sechs bis neun Uhr einer Gesellschaft von zwei bis drei Personen beiwohnen, welche dem König zum Ersatz des in den vorigen Zeiten, als seine Gesundheit ihm noch die Flöte zu blasen erlaubte, um diese Stunden gehaltenen Konzerts diene. Alle Morgen brachte ihm ein königlicher Bedienter einen Teller mit Blumen, Pflanzungen, Weintrauben, weißen Feigen und andern im Winter seltenen Früchten. Bei seiner Abreise von Potsdam ließ ihm der König durch den Grafen von Görz, wie er es auch vorher immer gethan hatte, zweihundert Louisd'or als Reisekosten zustellen, seinen Wagen mit einer Menge Mundprovision und zwanzig Bouteillen Ungarischen Wein versehen und außerdem noch, beim Einsteigen in den Wagen, ihm ein zierliches Kästchen mit rothem, in der Berliner Fabrique erst neuerlich erfundenen Porzellanzeug zu einem Dejeuner überreichen.

Friedrich II. unterhielt übrigens bis an sein Lebensende mit Chasot den freundschaftlichsten Briefwechsel, und sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., beharrte in den günstigen Gesinnungen seines Vorgängers gegen ihn. Wie gut er auch bei diesem angeschrieben war, erhellt unter Anderem daraus, daß, wie ihm während der Revolution in Frankreich seine Pension von zwölftausend Francs nicht mehr ausbezahlt wurde, der König ihm nicht nur dafür eine von tausend Reichsthalern jährlich bewilligte, sondern auch, als Chasot einst, 1788, in einer Geldverlegenheit sein mit Brillanten besetztes Ordenskreuz pour le mérite veräußern wollte, sich dasselbe zuschicken und es ihm darauf mit folgenden Zeilen wieder einhändigen ließ: „Ich habe soeben das mit Brillanten

befetzte Ordenskrenz pour le mérite gekauft, welches Sie Mir für achthundert Reichsthaler überlassen haben. Sie erhalten den Belauf davon mit diesem Briefe und zugleich als einen Ersatz das begehende Ordenskrenz (es war dasselbe, das Chasot dem Könige überschickt hatte), welches Sie sich durch Ihre Tapferkeit erworben haben. Den daran befindlichen Schmuck ersuche Ich Sie, als ein Zeichen Meiner Achtung und einen Beweis, daß Ich Mich Ihrer erinnere, zu betrachten.“

Lübeck eröffnete dem Herrn von Chasot kein weites Feld, seine militärischen Talente zu zeigen; er that indessen, was er den Umständen nach thun konnte. Bei seiner Ankunft allhier befand sich die Garnison eben nicht in der besten Verfassung; er setzte sie auf einen solchen Fuß, daß sie dem Militär der benachbarten Reichsstädte wenigstens nicht nachstehen durfte. Durch seinen Besitz gewann unsere Stadt einen gewissen äußerlichen Glanz, und er benutzte die genauen Verhältnisse, worin er mit Friedrich dem Großen und dem Grafen von St. Germain, welcher im Jahr 1762 die Dänische Armee gegen die Russen anführte, stand, ihr manche wesentliche Dienste zu leisten. Die Officiere seiner Garnison zog er, besonders in den früheren Zeiten, öfters zur Tafel, und die Gemeinen liebten ihn wie ihren Vater. Er war der angenehmste Gesellschafter und verlor die ihm angeborene Lebhaftigkeit nur kurz vor seinem Tode. In den letzten Jahren, worin seine Gesundheit zusehends abnahm, lebte er sehr eingezogen und mäßig, fand in seinem Marly beinahe sein einziges Vergnügen und starb auch daselbst, nach einer kurzen

Bettlägerigkeit, am 24. August des gegenwärtigen Jahres (1797) in einem Alter von einundachtzig Jahren.

Während seines hiesigen Aufenthalts verheirathete er sich mit der noch lebenden Tochter des Kaiserlichen Hofmalers zu St. Petersburg, Torelli, mit der er zwei Söhne zeugte, welche beide annoch am Leben sind und sich im Königlich Preussischen Militärdienst als würdige Abkömmlinge ihres Vaters bekannt gemacht haben.

Ich schließe diesen Aufsatz mit den eigenen Worten Chafots, womit er in seinen Memoiren einige Züge seines Charakters darstellt: „Mein Herz ist keine Niederträchtigkeit zu begehen fähig, ich bin kein Zänker und Schwäzler. Dem Spiel bin ich so wenig als der Wollust ergeben, ob ich gleich gestehe, daß ich die Gesellschaft von Frauenzimmern immer der Gesellschaft von Männern, wobei keine Frauenzimmer gegenwärtig waren, vorgezogen habe. Freund oder Feind war ich nie halb, aber vielleicht gefährlich für diejenigen, die mir ohne die geringste Veranlassung zu schaden suchten. Übrigens konnte ich nie geschwinde und oft genug eine Gelegenheit finden, denen, welche mir eine Gefälligkeit erwiesen, meine Erkenntlichkeit zu bezeugen, so daß auch Friedrich II., der mich in diesem Stücke sehr gut kannte, nicht ohne Ursache schon als Kronprinz zu sagen pflegte: Er und alle Könige der Erde würden mich nicht mit Gewalt zu etwas vermögen; aber für ein gutes Wort würde ich die ganze Welt durchlaufen und selbst das Unmögliche versuchen, um einem Freunde oder überhaupt einem ehrlichen Mann zu dienen.“

Mit diesem schönen Vollaufford klingt Krögers Vorlesung harmonisch aus. Treffend kennzeichnet der von Friedrich als Kronprinz gethane Ausspruch den Charakter Chajots, welcher sich stets in allen Lagen des Lebens als der Bayard-Ritter ohne Furcht und Tadel bewiesen hat. „Freimuth mit Wiß gepaart war gerade, was Friedrich gewinnen konnte,“ sagt du Bois-Reymond in seiner jüngsten Berliner Akademie-Rede auf Maupertuis. Beide Eigenschaften besaß Chajot in außerordentlichem Maße, dazu Treue und Tapferkeit. In mancher Beziehung war er das Abbild seines erlauchten Herrn. Zwei gleich edle, aber auch gleich harte Köpfe. Kühner ist selbst nicht der Feind diesem Heldenfürsten gegenübergetreten, als zu Zeiten sein Freund Chajot; wohl nie hat ein Unterthan, er mochte sein wer, oder so hoch stehen wie er wolle, zu seinem Monarchen gesprochen wie Chajot, da es sich nicht nur um ein junges hoffnungsvolles Leben, sondern vornehmlich um den unbefleckten Namen des vergötterten Königs handelte. Hier weiß man nicht: soll man mehr die an Gewaltthamkeit streifende, die Grenze des Erlaubten überschreitende Haltung Chajots anstaunen, oder mehr die Ruhe, Hoheit und Herzensgröße des Philosophen von Sans-Souci bewundern, der freilich in der reinen, ihm treu ergebenen Seele des ungestümen Chevaliers zu lesen verstand und darin mit goldenen Lettern lediglich seine, Friedrichs Ehre geschrieben fand. Das in seiner Art einzige Verhältnis läßt glänzende Lichtstrahlen auf Friedrich II. als Menschen fallen.

Wenn wir die aus vorliegenden Denkwürdigkeiten zu

schöpfenden Aufschlüsse in's Auge fassen, so können wir zuerst nicht ohne freudigen Stolz die Chajotische Familie als eine ursprünglich deutsche endgiltig in Beschlag nehmen. Keineswegs war die ursprüngliche Heimat der Chajots Burgund, von wo sie nach der Normandie übersiedelten, wie Schlözer annimmt, und er zieht, meiner Meinung nach, grundlos die Zuverlässigkeit des von Krohneschen „Allgemeinen Deutschen Adels-Lexicon“ hier in Zweifel. Denn der Wirkliche Geheime Rath und bevollmächtigte Minister Freiherr von Krohne lebte gerade damals in Lübeck, woselbst der erste Band seines dem Hohen Senat gewidmeten Buches 1774 gedruckt ist. Über Chajot heißt es: „Ein uraltes ritterliches Geschlecht in der Normandie, welches aber ursprünglich von Deutschem Blute abstammet, auch jezo wieder mit einem Zweige in Deutschland blühet und eben daher unter dem Deutschen Adel einen Platz verdienet.“ Eigens versichert Krohne in einem Nachtrage, „daß die Nachrichten aus einem sehr alten, noch in altgallischer Sprache abgefaßten, fast unleserlich gewordenen Stammbaum gezogen worden sind; daher sich denn einige Fehler eingeschlichen haben, die jezo nach eingezogener genauerer Erkundigung verbessert werden können.“ Von wem anders wird er diese erhalten haben, als von dem in derselben Stadt wohnenden Chajot? Das ist um so gewisser, als unmittelbar darauf zu lesen: „Bey dem General Isaac Franz Egmund von Chajot kann man eine tapfere Handlung, welche unter so vielen anderen besonders hervorleuchtet, nicht unberührt lassen. Als er 1745 erster Major des Preuß.

Dragoneregiments von Bayreuth war, erbeutete er in der Bataille bey Hohenfriedberg sechsundsechszig Fahnen von der feindlichen Armee und brachte solche seinem Monarchen, der ihm dafür in denen rührendsten Ausdrücken dankte und auch das Wappen, wie nachher folgen soll, zum Gedächtnis dieser heldenmüthigen That, vermehrete. Als der König bald darauf dessen in der Normandie wohnenden Frau Mutter eine goldene, reich mit Brillanten besetzte Tabatiere überschickte, bedienten Sich Seine Majestät des Ausdrucks: „Il y a long tems, que Vous avez des droits sur mon attention par les services, que m'a rendus Monsieur Votre fils. La mère d'un officier aussi brave et aussi universellement estimable ne peut attendre de ma part, que les témoignages d'une véritable bienveillance &c.“ Und als derselbe nach Frankreich reiste, um sich daselbst seine empfangene Blessuren heilen zu lassen, machte der Herr von Voltaire folgendes Gedicht⁸⁾ auf ihn:

Tu pars, et ma muse stérile
Malgré tes grands exploits ne me veut rien dicter:
Tant de vertus embarrassent mon stile;
A chaque instant je me sens arrêter.
Ce sujet est trop grand, pour le pouvoir chanter,
Dès que je veux parler du courage héroïque,
Que tu fais voir dans les combats.
L'amitié d'un ton pathétique
Me force à lui céder le pas.
La générosité, son aimable compagne,
Qui prit naissance dans ton cœur,
Vient m'annoncer avec douceur,

Que sa beauté mérite, qu'on l'épargne,
Et qu'elle préside à ton choix.
Mais de la renommée écoute ici la voix:
Il me souvient encore de ce jour mémorable,
Où l'illustre Chasot, ce guerrier formidable,
Sauva par sa valeur le plus grand de nos rois.
O Prusse! élève un temple à ses fameux exploits.“

In einer Beilage meldet Krohne noch: „Chasot, Ecuyer, hat dem König von Preußen als Obrist eines Dragonerregiments gedienet und ist als ein geschickter, tapferer und gebrauchter Officier von diesem Monarchen großer Gnaden gewürdiget und mit dem Orden pour le mérite gezieret worden. Er ist jezo Generallieutenant der Armeen des Königs von Dänemark und Commandant der Reichsstadt Lübeck . . . Der von dem Herrn General vor dem Burgthore angelegte und von ihm Marly genannte prächtige Garten und Plantage ist sehenswürdig.“

Sämmtliche Mittheilungen decken sich mit denjenigen in unserem Manuscript, so daß jedes Bedenken schwinden muß. Chasot sagt ja selbst, er stamme von einer deutschen Familie und sei geboren auf dem „Allemagne“ benannten Landgute seiner Eltern, unweit Caën in der Normandie. Natürlich floß französisches Blut in seinen Adern, natürlich nahm er sich — wie jene Scene an der königlichen Tafel eklatant zeigt — der Franzosen, wo sie mit Unrecht angegriffen wurden, als Landsmann an, natürlich bediente er sich mit Vorliebe, wie Friedrich der Große, wie überhaupt die Vornehmen der Gaeders, Friedrich der Große etc.

Zeit in Deutschland, der Französischen Sprache; aber betont wird, daß Chasot als Kommandeur in Treptow sich freute, mit den Bäckern aus der dortigen Umgegend deutsch reden zu können, wie er dies späterhin mit den freien Reichsstädtern Lübecks meist gethan haben dürfte; auch schätzte er sich glücklich, seine Söhne als Officiere im Preussischen Heere zu wissen. Der Witz, die Lebhaftigkeit, ja Hitzigkeit eines Franzosen waren ihm eigen, doch auch schöne, echt deutsche Tugenden: vor Allem Anhänglichkeit und ein reines, dankbares Kindesgemüth. Gerade diese seltene Vereinigung von Charaktereigenschaften zweier Nationen wird Friedrich angezogen und gefesselt haben. Dazu kam Chasots persönliche Tapferkeit, wo nicht gar Tollkühnheit, die ihres Gleichen suchte und das eigene Leben für nichts achtete.

Selbstverständlich kann hier nicht jede Einzelheit, von der unser bisheriger bester Gewährsmann Kurd von Schlözer Nichts oder nur Unsicheres wußte, hervorgehoben werden; der sich dafür interessirende Leser — der Historiker von Fach wird dies ohnehin thun — sei auf eine Vergleichung seines Buches mit der Krögerschen Biographie verwiesen, er wird dann den Reichthum des Unbekannten gewahr. Aber kurz angedeutet werden müssen wenigstens die folgenden Punkte.

Neu ist aus der Jugendzeit das erste Duell, welches Chasot zwang, Frankreich zu verlassen und zum Prinzen Eugen zu gehen; dies scheinbare Unglück wurde sein größtes Glück, brachte es ihn doch zusammen — wie wir jetzt erfahren — mit dem Preussischen Kronprinzen, der damals ebenfalls in's

Hauptquartier des „edlen Ritters“ sich begab. In keinem Geschichtswerke geschieht, so weit meine Forschungen reichen, der Lebens-Gefahr und Rettung Friedrichs in den Laufgräben vor Danzig Erwähnung. Neu und originell ist fast die ganze Schilderung des Rheinsberger Idylls mit den hübschen poetischen Improvisationen und reizvollen Zügen aus dem ungetrübt heiteren Privatleben des jungen Prinzen und seiner Gemahlin, der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern.

Bestätigt wird, daß Chajot der erste Befehlshaber des Feldjägercorps gewesen, authentisch überliefert die durch ihn bewirkte Bergung der gesammten königlichen Bagage bei Gzaslau;⁹⁾ wichtige Beiträge zur Geschichte der beiden Schlesiſchen Kriege bieten noch die Erzählungen über den geschickten Rückzug von Kollin nach Königgrätz, die Vorgänge in und bei Skalitz, sowie bei Marschendorf. Merkwürdig erscheint die mißlungene Heirathsvermittlung Friedrichs, der seinen Liebling gern in den Hafen der Ehe einlaufen zu sehen wünschte, und die mit Voltaire nach Bayreuth zum Besuche des Königs unternommene Reise.¹⁰⁾ Besonderes Interesse, speziell zur Charakteristik Friedrichs II., erregen die Enthüllungen über das Duell mit dem Major von Bronickowsky. „In welcher Weise die Sache vom General-Auditoriat in Berlin behandelt worden, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben, da die diesbezüglichen Akten nicht mehr aufzufinden sind. Das Schlußurtheil lautete auf einjährige Festungsstrafe in Spandau. Dasselbe soll in Folge persönlicher Einwirkung des Königs so strenge ausgefallen sein,“ berichtet Schlözer, und ferner,

nach Befreiung aus der Haft: „In welcher Weise Chasot von seinem königlichen Herrn in Potsdam empfangen worden, läßt er unerwähnt. Daß er anfänglich noch einige herbe Worte von Friedrich hat hören müssen, darf wohl angenommen werden.“ Nun wissen wir Alles haarklein. Das Wiedersehen im Potsdamer Schlosse gleicht einer spannend unterhaltenden Lustspiel-Scene, dagegen einer menschlich rührenden und mächtig ergreifenden Tragödie, würdig von einem berühmten Dramatiker auf die Bühne gebracht zu werden, der Kampf um den Kopf des unschuldigen Bagen. Groß erscheint hier Chasot, größer Friedrich.

Chasots brillante Betheiligung an dem Carroussel im Lustgarten zu Berlin am 25. August 1750 entbehrt nicht eines ernstesten Hintergrundes: seine Erkrankung nach jener Festlichkeit und die Behandlung durch den mit wenigen trefflichen Strichen geschilderten, berühmten Hofarzt de la Mettrie. „Bald darauf entstanden zwischen dem Könige und Chasot Mißhelligkeiten, deren Ursachen,“ wie Schlözer bedauert, „nicht ganz klar vorliegen, die aber doch hauptsächlich auf Letzteren zurückzuführen sind. In seinen Memoiren läßt dieser durchblicken, daß der König ihn auf einem Manöver, welches im Mai 1751 bei Tempelhof stattfand, so harte Vorwürfe gemacht habe, daß es ihm unmöglich erschienen sei, noch länger in der Armee zu bleiben. Gleichzeitig soll Friedrich sich auch dem General Schwerin gegenüber in einer für Chasot verletzenden Weise tadelnd darüber ausgesprochen haben, daß dieser seine Garnison so oft verlasse, um nach Neustrelitz zu reisen.“ Den Kommen-

tar hierzu giebt nunmehr Chasot selbst in wünschenswerther Genauigkeit und, bei aller Sachlichkeit, wie immer mit lebhaftem Farbenauftrag. Der Bruch mit dem Herrscher war unvermeidlich. Am 26. Oktober 1751 fand die Abschiedsaudienz statt; in welcher Form, erfahren wir jetzt ebenfalls. Auch im weiteren Verlauf erzählt unser Chronist mancherlei Neues, meist mit Berücksichtigung seiner Beziehungen zu Friedrich, welche glücklicherweise später wieder angeknüpft, bis an das Ende ihrer Tage herzliche waren und Beiden gleich sehr zur Ehre gereichen.

Den Glanzpunkt aber bildet für ewige Zeiten Chasots Antheil an der Schlacht bei Hohenfriedberg; sein diesbezüglicher Brief ist nicht mit Gold aufzuwiegen. Sämmtliche bisher über diesen schönsten aller Siege Friedrichs II. bekannt gewordene Beschreibungen treten tief in den Schatten gegen die hier entworfene klassische Schilderung, welche, wie aus frischester Erinnerung geschöpft, uns unmittelbar in die gefahrdrohende Situation hineinversetzt, uns gleichsam zu Mitkombattanten macht und in beständiger Spannung erhält. Dann, nach dem unübertrefflichen Reitercoup Chasots, dessen sinnreiche Huldigung im Hofe des Schlosses zu Kohnstock, wo der König strahlenden Antlitzes sich durch den Helden und seine braven Dragoner die sechsundsechszig erbeuteten Standarten vorführen läßt. Ein prächtiges Bild nach dem anderen entrollt sich vor unseren Augen, so plastisch und — was die Hauptsache — so historisch getreu und neu, daß dagegen die Meisterwerke von Wilhelm Camphausen und Peter Janssen

verblaffen müssen. Dies soll und kann kein Vorwurf gegen die Leistungen der beiden Düsseldorfer Künstler sein. Denn erst jetzt läßt sich jener ruhmreiche Reiterstieg bei Hohenfriedberg, der in den Annalen der Preussischen Kriegsgeschichte einzig dasteht, wahr — wahr in allen Details, bis auf die von dem Dragoner-Regiment Bayreuth schon an jenem Tage zuerst und ausnahmsweise getragene hellblaue Uniform — auf die Leinwand bringen. Ein derartiges Gemälde wünschen wir für die Ruhmeshalle in Berlin, ein zweites, den Rohnstocker Fahnenritt zum Gegenstande: unser Preussisches, unser Deutsches Volk, Alt wie Jung, wird in Scharen hinzuströmen, um solche Darstellungen immer auf's Neue zu betrachten, zu bewundern und ganz sich zu eigen zu machen in erhöhter heißer Liebe für König und Vaterland.¹¹⁾

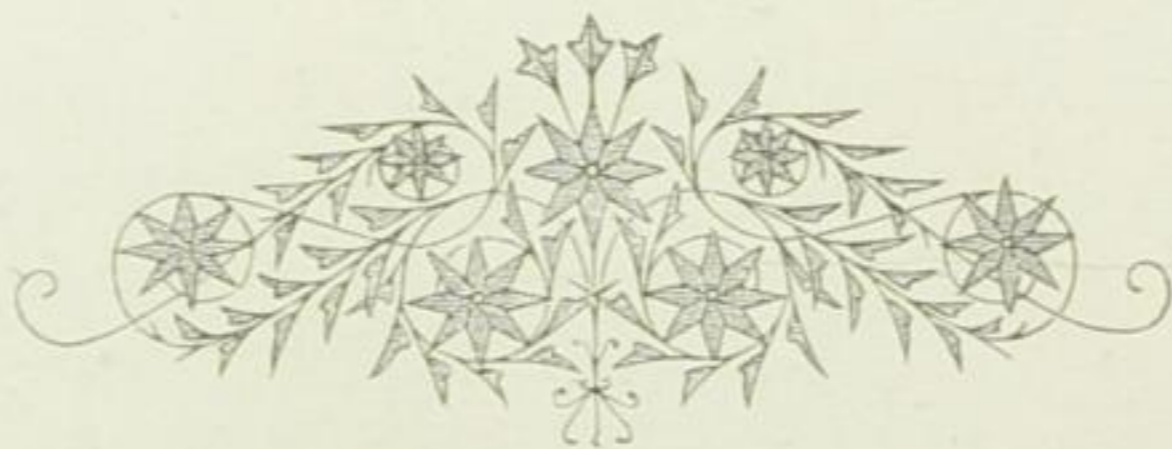
Wir eilen dem Schlusse zu. In Chasot haben wir eine Friedrich dem Großen wahlverwandte Natur kennen gelernt; just seine Lebhaftigkeit und Laune, die freilich bisweilen jedes Maß überschritt, zog zuerst den Feuergeist des Kronprinzen mächtig an, und seine Treue und Tapferkeit wußte der König in vollem Umfange dankbar zu schätzen.

Was aber unser Manuscript über Alles werth macht, sind die vielen Züge, in welchen nicht sowohl le roi de Prusse als l'homme de Prusse in neuem Strahlenschimmer uns, seinen begeisterten Verehrern, erscheint. Wir sehen ihn, wie Roser sagt, „menschlich handeln, menschlich fühlen.“ Der Leser dieser Erinnerungen wird dem Urtheile beipflichten, das ein Philosoph und Zeitgenosse gefällt hat: „In einer Sache

ist Friedrich II. von den meisten Helden unterschieden, daß er durch Annäherung, durch die genaueste Beleuchtung gewinnt; kaum etwas Großes ist zu nennen, das nicht in seiner großen Seele gelegen, in seinem Leben ist keine Schattenseite, die nicht von der klarsten Lichtseite erhellt wird.“

Dies haben, — wenn wir, wie billig, absehen von den Klatschgeschichten kleinlicher Kreaturen, wie denn schon Goethe sich mit Ekel abwandte, als er bei seinem Besuche Berlins 1778 „über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde raisonniren“ hörte, — dies haben alle ernstlich in Betracht kommenden Memoirenwerke bezeugt; wohl eine der lautersten, untrüglichen Bestätigungen liefert jetzt auch Chasot, welcher, ob er gleich einigen Grund zur Verstimmung gehabt hat, doch dem erhabenen Herrscher, dem herrlichen Helden, dem ausgezeichneten Menschen, kurz, der in jeder Hinsicht hervorragenden Persönlichkeit durchaus Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Friedrich II. war nicht nur, nach der Forderung des Dichters, hilfreich, edel und gut, sondern auch glorreich, genial und groß. Ganz in seine, des Einzigen Größe versunken, ruft Johannes von Müller aus: „Nie vor ihm war ein Mensch wie er.“



Erläuterungen.

1) Krögers Eltern hießen Johann Detleff (1714—54) und Maria Elisabeth, geb. Stöver. Sein Geburtstag ist nicht überliefert. In den Kirchenbüchern des vorigen Jahrhunderts findet sich fast allgemein nur der Taufstag angegeben. Weil jedoch nach ziemlich feststehendem Brauche die Kinder meist am dritten, spätestens am achten Tage nach der Geburt getauft zu werden pflegten, so wird Kröger am 4. November oder jedenfalls sonst Ende Oktober geboren sein. Da der Vater Geistlicher war und also vermuthlich die kirchliche Sitte respektirt hat, so erscheint die erstere Annahme als die wahrscheinlichere. — Gefällige Mittheilung des Herrn Hauptpastors an St. Jakobi zu Lübeck, Heinrich Lindenberg. Für sonstige Auskünfte bin ich ferner dankbar verbunden den Herren Geheimrath Professor Emil du Bois-Reymond in Berlin, Rittmeister von Arnim und Premier-Lieutenant von Holzendorff vom Kürassierregiment Königin zu Pasewalk, sowie ganz besonders für freundliche Beihilfe dem derzeitigen Archivar der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit, Herrn Oberlehrer Dr. Julius Müller in Lübeck.

2) Es existirt noch ein von der verwittweten Frau Pastorin Johanna Suhl, geb. Gütschow in Lübeck gütigst zur Verfügung gestellter Einzeldruck: „Ihrem theuersten Freunde dem Herrn Ludwig Suhl, der Heil. Gottesgel. Candidat, der

Herzogl. deutschen und lateinischen Gesellschaft zu Jena Mitglied, bey seiner Abreise aus Jena gewidmet von Kroeger und Möllrath. Jena, gedruckt bey Felix Fickelscheer, F. S. Hofbuchdrucker. 1774.“ Der Schluß des Gedichtes lautet:

Nichts hält dich? O, dich zu verlieren,
Der du von erster Jugend an
Des Lebens rauh und ebne Bahn
Mit uns durchwalltest; du der Musen
Vertrauter, der mit goldner Harfe oft
Das schlafende Gefühl in unserm Busen
Erweckte, und, wann wahrheitsvoll
Dein Fuß des Lehrers heil'ge Stelle
Betrat, nicht, wie der falsche Eifer, Fluch und Hölle,
Nein, Frieden über unsern Erdball sprachst
Und auch auf dieser Bahn dir Ehrenpalmen brachst.

3) Lübeckische Anzeigen. Nr. 57. Den 18. July 1807.
Sterbefälle: Zu Bayreuth starb am 29. v. M., nach einer kurzen Krankheit, im 55sten Jahre, unser guter Vetter, Herr Matthias Eberhard Kröger, Obergerichts-Procurator hieselbst. Theilnehmenden Verwandten und Freunden wird dies angezeigt von dessen nächsten Verwandten. Lübeck, d. 18. July 1807.

4) Auch nicht die Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit widmete ihrem plötzlich dahingeshiedenen Mitstifter, dem sie doch warmen Dank schuldete, einen Nekrolog. Die erste Versammlung nach dem 29. Juni 1807 fand am 3. November desselben Jahres statt. Das Protokoll enthält nur die lakonische Bemerkung, daß sechs Mitglieder durch den Tod ausgeschieden seien. Krögers Name wird weder hier, noch in den späteren Sitzungsberichten erwähnt.

5) Die Themata lauten, in chronologischer Ordnung, also: 1) Über den Geist der britischen Nation (28. April 1789); 2) Über die Lebensart Philipps V. von Spanien (5. Mai 1789);

3) Über den Fürsten Menzikoff (9. Juni 1789); 4) Kann ein Volk einseitig seine Regierungsverfassung ändern, und unter welchen Umständen ist solches nur anzurathen? (9. Februar 1790); 5) Ob es gut sei, unsere litterarische Gesellschaft gegenwärtig in eine patriotische zu verwandeln (5. April 1791); 6) Über die Pflicht des Staates, für die Bildung der Jugend zu sorgen (17. Januar 1792); 7) Fragmente zur Lebensbeschreibung des weiland Superintendenten Richerz in Giffhorn (13. März 1792); 8) Über den Genuß des Lebens, ein Gedicht (5. März 1793); 9) Nachrichten über die im Jahre 1774 zuerst in London errichtete human society, insbesondere die zur Rettung der im Wasser Verunglückten getroffenen Anstalten (24. März 1795); 10—12) Leben unseres jüngst verstorbenen Kommandanten, Grafen von Chasot (5., 12. und 19. December 1797). — Die Manuskripte sind im Archiv nur theilweise aufbewahrt, nämlich Nr. 4—6, sowie, zum größten Glück für die Geschichtsfunde, der letzte und wichtigste Vortrag über General Chasot, den Freund des Königs Friedrich II. von Preußen.

In Bezug auf die Frage: „Kann ein Volk einseitig seine Regierungsverfassung ändern, und unter welchen Umständen ist solches nur anzurathen?“ werden zurückschreckende Bilder entrollt. „Ich glaube nicht,“ ruft der Redner aus, „die Farben zu stark aufgetragen zu haben. Die Geschichte aller Zeiten bestätigt das, was von mir gesagt worden ist, und ertheilt zugleich die Warnung, nicht ohne die dringendsten Umstände die Hand an die einmal eingeführte Regierungsverfassung zu legen.“

Belehrend dürfte ein Auszug sein betreffend den schon 1791 in Lübeck's geistigen und gemeinnützigen Kreisen erwogenen Plan, die litterarische Vereinigung in eine patriotische umzuwandeln. Dazu sei es gegenwärtig noch zu früh, ist

das Ergebnis der Kröger'schen Auseinandersetzungen, deren Hauptpunkte etwa die folgenden sind: „Als unsere Gesellschaft entstand, so war die Absicht ihrer Mitglieder, sich eine wissenschaftliche Unterhaltung, wozu es bisher an Gelegenheit in unserer Vaterstadt gemangelt hatte, zu verschaffen, durch Mittheilung wechselseitiger Kenntnisse die Masse ihrer Einsichten zu vermehren, schlummernde Kräfte durch äußeren Antrieb zu wecken und den Funken des Genies, den drückende Verhältnisse vielleicht mit einem gänzlichen Verlöschen bedrohten, durch Beispiel und Aufmunterung zur hellen Flamme wieder anzufachen. . . . Eine patriotische Gesellschaft würde in einer Vereinigung von Privatpersonen bestehen, welche das allgemeine Wohl des Vaterlandes durch Rath und That zu befördern zum Hauptzweck ihrer Bemühungen macht. Unsere Arbeiten waren bisher sehr wenig beschränkt. Beinahe alle Felder der Wissenschaften standen uns offen. Es war uns erlaubt, jede Blume zu brechen, die wir unserem kleinen Circle willkommen zu sein vermutheten. Was unserem Geiste ein Vergnügen gewährte, erhielt das Siegel der Aufnahme, mochte es übrigens aus den nächsten oder entferntesten Gegenden der Erde, aus den Zeiten des grauen Alterthums oder der lichtvolleren Periode unseres Jahrhunderts genommen sein Ein Mensch, der ohne sein Zuthun durch eine Vereinigung zufälliger Umstände eine solche Stufe des Wohlfelns erreicht hat, dem, wohin er sich auch nur wendet, sich ein neues Glück anbietet, bleibt uns, er steige so hoch wie er will, immer gleichgiltig. Mehr interessiren wir uns für den, der seine Wohlfahrt mit tausend Beschwerden, Gefahren, Aufopferungen, nächt- und täglichen Anstrengungen des Geistes und des Körpers erkauft hat; aber ganz zollen wir dem Mann unsere Achtung, Bewunderung und Liebe, der all diese Beschwerden und Aufopferungen übernehmen kann, ohne zu

fragen: Was wird mir dafür? . . . Zudem wir den Zweck einer patriotischen Gesellschaft gewissermaßen dem unsrigen anschließen, unseren Blick nach und nach gewöhnen, sich mit ausgezeichnetem Vergnügen bei vaterländischen Gegenständen aufzuhalten, und uns dadurch vorbereiten, des Befehls, das uns zu dem Ziel einer gemeinnützigen Gesellschaft führen soll, dereinst ganz zu entbehren, werden wir der Natur folgen, die, statt sprunghaft zu gehen, auf sanftem Abhänge fortgleitet und ihre Absicht dadurch, wenn auch nicht geschwinder, doch sicherer, erreicht. Vielleicht daß wir auf diesem Wege noch selbst eine Blume finden, mit der wir dem Vaterlande ein nicht unwillkommenes Geschenk machen können. Sollte dies aber nicht der Fall sein, so wollen wir uns mit der angenehmen Erwartung, und bliebe sie auch nur ein Traum, schmeicheln: daß unsere Nachkommen sich vielleicht in dem Schatten und an den Früchten eines Baumes laben werden, der, von uns in trockenes Erdreich gepflanzt und allen Winden ausgesetzt, lange Zeit brauchte, ehe er zu seiner Reife kommen konnte; nach vollendetem Wachsthum aber seinen besser genährten und gepflegten Brüdern auch nicht einen Zoll breit an Schönheit und Stärke weicht.“ — Fürwahr, prophetische Worte, die auf das Herrlichste in Erfüllung gegangen sind! Speciell mit seiner Darstellung Chasots und Friedrichs des Großen hat Kröger einen unverwelklichen Kranz auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt.

6) General Graf Chasot. Zur Geschichte Friedrichs des Großen und seiner Zeit. Von Kurd von Schlözer. Berlin 1856. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Ebenda 1878. — „Ein angenehmes Büchlein; angehend genau und von sehr lesbarer Eigenschaft“, urtheilt Thomas Carlyle in seiner Geschichte Friedrichs II. von Preußen.

Die Deutsche Originalarbeit hat einen Französischen Über-

setzer gefunden, der sich freilich als solchen nicht bezeichnet: es ist der Vielschreiber Henri Blaze de Bury mit der zu Paris 1862 erschienenen Monographie „Le chevalier de Chasot. Mémoires du temps de Frédéric le Grand.“ Die Veröffentlichung entpuppt sich als eine freie Übertragung der Schlözer'schen Schrift in's Französische, willkürlich verkürzt oder verwässert und durch Phrasen entstellt. Indes hütet sich Herr Blaze de Bury wohlweislich, um nur ja als selbstständiger Autor zu gelten, seine Leser auf Schlözer aufmerksam zu machen. Nirgends giebt er einen Hinweis, auch nicht in den Anmerkungen. Dieser dreiste Diebstahl blieb offenbar meinem Landsmann unbekannt, der sonst in der zweiten Auflage seines Buches Herrn Blaze de Bury gebührend gebrandmarkt haben würde. Ich warne daher das Deutsche Publikum, welches ein Quellenwerk zu kaufen wähnt und sich betrogen sieht, vor diesem Plagiat.

7) Daß die Memoiren von Chasot auf Veranlassung des Dänischen Kronprinzen verfaßt sind und den gemeldeten Titel haben, erklärt Kröger in dem von ihm geführten Protokoll der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit in Lübeck, 5. December 1797. Schlözer wußte davon nichts; er glaubt, der größte Theil der Chasotschen Memoiren sei verloren gegangen, und konnte nur wenige Fragmente aus dem Besitze der Familie benutzen. Über die Existenz, bezw. den Verbleib der Französischen Originalhandschrift werden die an Allerhöchster Stelle in Kopenhagen von mir angeregten Nachforschungen vielleicht und hoffentlich noch einen günstigen Verlauf nehmen. Aber selbst wenn sich dieselben als erfolglos ausweisen sollten, zur Kenntniß Friedrichs des Großen — und darauf kommt es in erster Linie an — dürften sie kaum mehr beibringen, als Kröger bietet, der ja vorwiegend gerade auf die Gestalt des Königs sein Augenmerk gerichtet hat.

8) Voltaires Verse beziehen sich auf die durch Chasot bewirkte Rettung Friedrichs in der Schlacht von Mollwitz am 10. April 1741. Chasot selber geht mit allzu großer Bescheidenheit über diese mit eigener Lebensgefahr vollbrachte muthige That kurz hinweg; er deutet den seinem Kriegsherrn geleisteten Dienst nur an. Schlözer kann nach einer alten Familientradition über den denkwürdigen Vorgang Folgendes melden: „Chasot befand sich gerade in jenem verhängnisvollen Augenblicke, wo das wildeste Schlachtgetümmel Friedrich umgab, in dessen unmittelbarer Nähe. Plötzlich sprengt ein feindlicher Kavallerie-Officier, begleitet von seinen Leuten, mit den Worten hervor: „Wo ist der König?“ Ohne sich zu besinnen reitet Chasot, die ganze Bedeutung des Moments erfassend, dem Oesterreicher entgegen und ruft ihm zu, er sei der König. Sofort entspinnt sich zwischen Beiden ein erbitterter Kampf. Bald dringen auch die Begleiter des Oesterreichers auf Chasot ein, der inzwischen von den Seinen abgeschnitten ist. Von allen Seiten blißen ihm die feindlichen Schwerter entgegen. Um sein Haupt schwirren die Hiebe, die der geschickte Fechter nach rechts und links abzuwehren weiß. Da trifft der Schlag eines schweren Pallastes seine Stirn; aber in derselben Minute fliegen auch die Seinen herbei, die schon lange vergeblich versucht haben sich durchzuschlagen, um wieder in die Nähe ihres Führers zu gelangen. Augenblicklich stieben die Feinde auseinander. Mit Blut bedeckt wird Chasot weggeführt; der Hieb ist tief in sein Haupt gedrungen, aber sein König ist gerettet. Von Dank und Rührung ergriffen, empfängt dieser den heldenmüthigen Freund.“

9) „Etwas Näheres ist über diesen Vorfall nicht bekannt geworden,“ sagt Schlözer a. a. O. S. 77.

10) Die Reise nach Bayreuth im Jahre 1743 ist ganz Gaedert, Friedrich der Große 2c.

kurz erwähnt von Mahrenholz (Voltaire's Leben und Werke. Dppeln 1885. Theil I, S. 187). Bei Desnoiresterres (Voltaire et Frédéric. Paris 1870. P. 64) giebt der König Voltaire Chasot zum Begleiter auf einem Besuch an verschiedene kleine Deutsche Höfe; Bayreuth wird nicht genannt. Chasot hatte Voltaire freizuhalten und dem Könige zu berichten, sowie Rechnung abzulegen. Desnoiresterres, der die Fahrt der Zeit nach nicht unterzubringen weiß, citirt dazu die Publikation von Voltaire's ehemaligen Sekretairen Longchamp und Wagnière (Mémoires anecdotiques, très-curieux et inconnus jusqu'à ce jour, sur Voltaire. Paris 1838); der Letztere von beiden war persönlich mit Chasot bekannt, aus dessen Munde er u. a. einen Streit zwischen Voltaire und Maupertuis gehört hat und wiedergiebt: Je tiens cette anecdote de la bouche même du général Chasot, gouverneur de Lubeck, qui en avait été témoin. — Das Zusammenreffen mit dem originellen Fürsten Leopold von Anhalt, dem „alten Dessauer“, die Begegnung Voltaire's mit dem vielbesprochenen Philosophen Christian Wolff in Halle, vorzüglich aber das artige Impromptu, welches sich weder in Voltaire's Euvres complètes, noch sonst irgendwo gedruckt findet, verleihen Chasot's Aufzeichnung höheren Werth. Sie beweist auch, daß Schlözer irrt, wenn er a. a. D. S. 222 äußert: „Vor 1751 hatte Chasot mit Voltaire, wie es scheint, auf keinem freundschaftlichen Fuße gestanden.“

11) Das am 1. Juni 1717 gestiftete Dragoner-Regiment Bayreuth, ein echt Pommerisches, hieß ursprünglich Schulenburg'sches Dragoner-Regiment, nach dem General von Schulenburg; nach dem Tode desselben verlieh der König am 7. August 1731 seinem Schwager, dem Markgrafen Friedrich zu Brandenburg-Bayreuth, das Regiment. Von jetzt ab führte es den Namen „Markgräflich-Bayreuth'sches Dragoner-Regiment“.

Im Jahre 1806 geruhete die edle Königin Luise die durch das Ableben des letzten Markgrafen von Bayreuth Karl Alexander erledigte erste Chefstelle anzunehmen; das Regiment bekam die Benennung „Dragoner-Regiment der Königin“, und 1816, bei der neuen Heeres-eintheilung, „Erstes Dragoner-Regiment (Königin)“, endlich am 26. Mai 1819, bei Gelegenheit der Bildung von vier Kürassier-Regimentern, die noch jetzt geführte Bezeichnung „Zweites Kürassier-Regiment (genannt Königin)“. Die Garnison ist Pajewalk.

Nach den Mittheilungen des Professors Adolph Menzel, unseres berühmten Malers der Friedericianischen Epoche, dessen Ölgemälde „Flötenconcert in Sans-Souci“ u. a. Chasot darstellt, und dem es gefallen möge, den tapferen Degen bei Hohenfriedberg und als Triumphator in Kohnstock durch seinen kunstvollen Pinsel zu verewigen, beschreibt Schlözer die ältere Montirung des siegreichen Regiments und bemerkt, daß erst nach dem Jahre 1750, als bei sämtlichen Dragoner-Regimentern an Stelle der weißen Uniformen die hellblauen Röcke traten, auch die Bayreuth-Dragoner Leibröcke von „bleu-morantem“ Tuche mit carmoisinrothen Aufschlägen erhielten. Ferner berichtet er, daß im Officierkasino zu Pajewalk noch heute die Portraits der Helden von Hohenfriedberg, mitten unter den Kameraden Chasot, hängen: „Sie sind sämtlich in der alten weißen, goldgestickten Uniform abgebildet, in welcher sie den Heldenritt ausgeführt.“ Wir werden aber jetzt durch unseren Chasot eines Besseren belehrt, der den waghalsigen Reiterangriff mit seinen Leuten in hellblauen Leibröcken, die über Nacht von Schweidnitz angelangt waren, vollbrachte, ohne Vorwissen des Königs, dessen anfängliche Bestürzung alsbald bewundernder, dankbarer Anerkennung wich. Seltsamerweise kennt kein Historiker, meldet kein Augenzeuge dies Faktum.

„Durch eigenen Trieb und Neigung gerühret und bewogen“, verlieh der hohe Kriegsherr dem Regiment ein Ehrendiplom, worin auch Chasots gedacht wird, welcher der Auszeichnung würdig befunden wurde, die sechsundsechszig Fahnen „als lebendige und selbst redende Sieges-Zeichen mit in Unser Lager zu bringen und Uns solche allerunterthänigst zu Füßen zu legen“. Vergl. Ravensteins Historische Darstellung der wichtigsten Ereignisse des Königlich Preussischen Zweiten Kürassier-Regiments, genannt Königin (Berlin, Posen und Bromberg 1827). Zehn Jahre später kam auch des Rittmeisters von Tyszka Geschichte dieses lorbeerkrönten Regiments (Rastenburg 1837) heraus, worin es u. a. heißt: „Am 1. November 1745 erhielt es die hellblaue Uniform.“

Eingeweiht ward indeß diese neue Montirung bereits an jenem ewig denkwürdigen Tage von Hohenfriedberg, am 4. Juni 1745. Friedrich II. dankte damals für den Erfolg speciell dem Major Chasot, „der sich durch seine Tapferkeit und durch sein Talent als Führer schon in drei Schlachten hervorgethan hat“, und ging sogar mit der Absicht um, ihn zum Chef des Regiments Bayreuth zu erheben. Ein neidisches Geschick fügte es leider anders. Den ersten Anlaß zum königlichen Mißvergnügen gab Chasots Duell mit dem Major von Bronickowsky am 14. Januar 1746; nach Ravensteins Chronik hieß derselbe Heinrich mit Vornamen, nach Schlözer Stanislaus.

Es giebt — abgesehen von dem werthlosen Phantasiestück von Karl Schulz, wo der König selber zu Fuß, mit dem Säbel in der Faust, seine Soldaten gegen die Oesterreicher anführt — zwei bekannte Hohenfriedberger Bilder von Wilhelm Camphausen und Peter Janssen in Düsseldorf. Des Ersteren Originalgemälde wurde im Auftrage des hochseligen Prinzen Friedrich von Preußen gefertigt; eine Kopie in bedeutend ver-

größertem Maßstabe von der Hand desselben Künstlers erhielt das Officierkorps der Pasewalker Kürassiere als ein Geschenk der hochseligen Königin Elisabeth zum 4. Juni 1859, welcher Tag alljährlich als Regimentsfest gefeiert wird. Historische Figuren sind Oberst Martin von Schwerin an der Spitze, mit der Reitpeitsche salutirend (ungeschichtlich, auch traditionell falsch, da diese Anekdote erst aus dem siebenjährigen Kriege stammt), sowie Generalmajor von Geßler, welcher mit abgenommenem Hut auf den König zureitet, in dessen Gefolge man den Prinzen von Preußen, Bieten, Seydlitz zc. bemerkt, in sehr unhistorischer Weise. Dagegen fehlt der Hauptheld: Chasot. Unrichtig ist die weiße Uniform.

Nicht die Parade, sondern die eigentliche Reiterattaque nimmt Peter Janssen für sein kürzlich in der Ruhmes-(Feldherrn-)Halle des Berliner Zeughauses aufgestelltes Bild zum Vorwurf. Leider vermiffen wir auch hier Chasot und sehen die unhistorischen weißen Leibröcke der auf den ähnlich uniformirten Feind einhauenden Dragoner. Welche Farbewirkung ließe sich mit Leichtigkeit erzielen durch den Kontrast der weißen Uniform der Oesterreichischen Grenadiere gegen die hellblaue des Preussischen Dragoner-Regiments!

Man begreift, daß mein Wunsch nach einer echt historischen Darstellung des Sieges bei Hohenfriedberg gerechtfertigt erscheint, über den Friedrich II. selbst gesagt hat: „Eine That, unerhört in der Geschichte.“

Der Kunst erwächst hier eine schöne, dankbare Aufgabe.



Aus dem Verlage von C. Ed. Müller in Bremen.

Goethe's Minchen.

Von

Karl Theodor Gaederh.

Mit dem bisher unbekanntem Porträt Wilhelmine Herzlieb's.

Zweite vermehrte Auflage.

Broch. 3 M., eleg. geb. mit Goldschn. 4 M. 20 Pf.

„Ein anspruchsloser, aber dankenswerther Beitrag zur Goethelitteratur. Der durch seine Studien über die niederdeutsche Litteratur bekannte Verfasser liefert auf Grund handschriftlichen Materials eine Biographie von Minna Herzlieb, dem Urbild der Ottilie in den „Wahlverwandtschaften“, an welche der Dichter auch seine Sonette gerichtet hat. Das Verdienst dieser Arbeit liegt darin, daß durch dieselbe der falsche romantische Nimbus, mit welchem bisher eine Episode aus Goethe's Leben umgeben war, zerstört und an Stelle desselben die reine und klare Wahrheit gesetzt wird.“
Neue Freie Presse.

Goethe und Maler Kolbe.

Von

Karl Theodor Gaederh.

Broch. 1 M.

„Gaederh theilt u. A. die Briefe mit, welche Goethe dem Kunstjünger geschrieben, und die zeigen auf's Neue, wie liebenswürdig der große Mann sich der aufstrebenden Talente annahm, wie er mit Rath und That sie förderte.“
Moriz Carrière, Allgemeine Zeitung.

Zur Kenntniss der altenglischen Bühne nebst andern Beiträgen zur Shakespeare-Litteratur.

Von

Karl Theodor Gaederh.

Broch. 2 M. 40 Pf.

„Ein wunderbarer Zufall hat es gefügt, daß eine authentische Abbildung der Innenseite einer altenglischen Bühne und damit neue Aufschlüsse über das Elisabethanische Theater gewonnen wurden. Dieser glückliche Fund ist Gaederh gelungen. Die Zeichnung ist von hervorragender Wichtigkeit. Gaederh weiß das Bild in trefflicher Weise zu erläutern. Eine kurze Skizzirung des so reichen Inhalts dieses Büchleins mag zeigen, wie wichtig dasselbe für Jedermann ist, der sich für Shakespeare und dessen Theater interessirt.“
Dr. Weiß, Allgemeine Zeitung.

Aus dem Verlage von C. Ed. Müller in Bremen.

Archivalische Nachrichten
über die
Theaterzustände
von
Hildesheim, Lüneburg und Söneburg
im 16. und 17. Jahrhundert.
Beiträge zur deutschen Kultur- und Kirchengeschichte
von
Karl Theodor Gaedertz.
Broch. 4 M.

„Es steckt eine sehr mühsame und saure Arbeit in dem, was uns Gaedertz hier bietet, eine Arbeit, die durch die oft schwierige Entzifferung der schlechten Handschriften sehr erschwert wird und bei der gewissenhaften, auch in ähnlichen früheren Schriften des Verfassers bemerkbaren Sorgfalt ihm sicherlich nicht sowohl geistige Erholung als vielmehr Abspannung bis zur Ermüdung eingebracht hat. Die Nachrichten sind natürlich in chronologischer Ordnung gegeben. In den Anmerkungen ist ein werthvoller Schatz von Erläuterungen niedergelegt.“
Prof. Holstein, Magdeburgische Zeitung.

Briefwechsel
von
Jacob Grimm u. Hoffmann-Fallersleben
mit
Hendrik van Wijn.
Herausgegeben von
Karl Theodor Gaedertz.
Broch. 1 M. 80 Pf.

„Es ist mit Dank zu begrüßen, daß H. v. Wijn's Briefwechsel von Gaedertz veröffentlicht ist. Grimm's Briefe werfen ein interessantes Licht auf die Entstehung des Grimm'schen Reinhart Fuchs, Hoffmann's betreffen mannichfache gelehrte Arbeiten. Eine schätzbare Beigabe bilden einige andere Briefe, zuerst von der deutschen Sappho, Karschin, wodurch die Aufklärung über den Grund von Gleim's Verstimmung gegen seine einstige dichterische Freundin erlangt wird. Gaedertz's Arbeit wird nicht allein den Fachgelehrten nützlich, sondern jedem Freunde der deutschen Litteratur leicht verständlich sein.“

Prof. Zarnde, Litterarisches Centralblatt.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

- Die Horatier.** Tragödie von Corneille. Metrisch übersetzt von Karl Theodor Gaedertz. Broch. 20 Pf.
- Esther.** Tragödie von Racine. Metrisch übersetzt von Karl Theodor Gaedertz. Broch. 20 Pf.
- Britannicus.** Tragödie von Racine. Metrisch übersetzt von Karl Theodor Gaedertz. Broch. 20 Pf.
- Washington Irving's Skizzenbuch.** Deutsche Ausgabe mit Biographie u. Von Karl Theodor Gaedertz. Min.-Band 1,20 M.
- Harken Leina.** Plattdeutscher Roman von Heinrich Burmester. Mit Einleitung von Karl Theodor Gaedertz. Broch. 6 M.
- Lustig un Trurig.** Plattdeutsche Gedichte von Georg Berling. Neue Ausgabe von Karl Theodor Gaedertz. Broch. 1,80 M.
- Insklapp!** Leeder un Länschen. Plattdeutsche Dichtungen von Karl Theodor Gaedertz. Broch. 3 M., geb. 4 M.
- Eine Komödie.** Singpiel von Karl Theodor Gaedertz. Mit Musikbeilagen. Zweite Aufl. Broch. 1,50 M., geb. 2,40 M.
- Das niederdeutsche Schauspiel.** Band I: Das niederdeutsche Drama von den Anfängen bis zur Franzosenzeit. Band II: Die plattdeutsche Komödie im 19. Jahrhundert. Von Karl Theodor Gaedertz. Broch. 8 M.
- Gabriel Kollenhagen.** Sein Leben und seine Werke. Von Karl Theodor Gaedertz. Broch. 2,80 M.
- Gebrüder Stern und Rissens Depositionsspiel.** Von Karl Theodor Gaedertz. Mit Abbildung. Broch. 2,50 M.
- Frik Kenter-Gallerie.** Mit Bildern von Konrad Beckmann und Text von Karl Theodor Gaedertz. Zweite Aufl. Geb. 20 M.
- Frik Kenter-Reliquien.** Von Karl Theodor Gaedertz. Broch. 3 M., geb. 4 M.
- Frik Kenter-Studien.** Von Karl Theodor Gaedertz. Broch. 3 M., geb. 4 M.
- Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten.** Von Karl Theodor Gaedertz. Mit Autograph. Broch. 4 M., geb. 5 M.
- Dreihundert Bildnisse u. Lebensabrisse berühmter deutscher Männer.** Begonnen von Ludwig Bechstein. Neu bearbeitet und fortgeführt von Karl Theodor Gaedertz. Die Porträts von Hugo Bürkner. Fünfte Aufl. Broch. 8 M., geb. 10 M.

Druck von Diedr. Soltan in Norden.

Flis! Bonuss.



Friedrich der Große

und General Chasot.

Nach der bisher ungedruckten Handschrift eines Zeitgenossen.



Von

Karl Theodor Gaedertz.



Bremen 1893.

C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung.

2 d

X

H. Boruss. ~~586~~^h
552 el

SLUB DRESDEN



3 3447692